Rama Ayen.

Vier Geheimrath-Minister.

Eine indische Geschichte in Gleichnissen.

Aus tamulischer Sprache übertragen

von dem früheren Braminen

Christian Rama Ayen.

Hamburg.
Selbstverlag des Verfassers.
1855.

Druck von J. C. M. Köhler, Steintwiete No. 13.

Vorrede.

Der Uebersetzer dieses kleinen Werkes ist ein in Ostindien geborner Bramin Christian Rama Ayen. Er ging im Jahre 1840 am ersten November in Tranquebar zur christlichen Religion über. Vor etwa 100 Jahren ließ sich auch ein Bramin taufen und während des Zeitraums ist er der Zweite, der dem Heidenthum entsagte. Viel mußte er erdulden. Nach Ev. St. Mathäi 19 V. 29 verließ er Eltern, Geschwister, Frau und Kind; gab sein nicht unbedeutendes Vermögen hin, verlor alle Vorrechte seiner Kaste, und wurde von seinen Geschlechtsverwandten verstoßen und verfolgt. Der

liebe Gott aber, auf den er sein ganzes Vertrauen setzte, schenkte ihm einen hohen, mächtigen Pathen, deshalb genoß er, während seines noch einjährigen Aufenthaltes in Tranquebar im Hause des Herrn Pastor Knudsen eines besondern Schutzes, sonst würde er vielleicht schon als Märtyrer umgekommen sein. In der Absicht, als Missionair wieder in sein Vaterland zurückzukehren, kam er im Jahre 1842 nach Hamburg. Ein Saulus war er gewesen, ein Paulus wollte er werden. Mancherlei Umstände bewogen ihn jedoch, sich von der Missionsgesellschaft zu trennen. Gegenwärtig befindet er sich noch in Hamburg und darf auf gütige Versprechungen hin auf eine baldige Verbesserung seiner jetzigen Verhältnisse hoffen. Mitte Mai d. J. war er in Kopenhagen und hatte dort Gelegenheit, die große Bibliothek des Königs von Dänemark zu besuchen. Hier fand er zu seinem größten Vergnügen eine bedeutende Anzahl in (orientalischer) tamulischer Sprache und

auf Palmblätter geschriebene, religiöse und weltliche Werke. Er benutzte seinen dortigen Aufenthalt dazu, ein kleines Werk davon abzuschreiben, welches im 17ten Jahrhundert in Ostindien verfaßt worden ist. Bald kam er auf den Gedanken, dies auf Palmblätter geschriebene Werkchen in die deutsche Sprache zu übertragen. Das Product seiner Bemühung liegt hiermit vor. Er hofft jedoch auf die Schonung und Nachsicht der geehrten Leser. Manches dürfte sich finden, das besser hätte ausgedrückt sein können, als es der Fall ist, da der Ueberseter erst seit wenigen Jahren des Unterrichtes in der deutschen Sprache genoß. Sollte dieser Versuch aber eine gütige Aufnahme finden, so wird es ihm eine große Freude sein und würde er sich dadurch ermuntert fühlen, später verschiedene in der Sanskrit-Sprache geschriebene Werke herauszugeben. Diese Werke enthalten die Religionslehre der Braminen, deren Gottheiten u. s. w. und weil er früher selbst Bramin gewesen ist

und die religiösen Gesetze, Sitten und Gebräuche derselben daher genau kennt, so hofft er, auf diesem Felde der Wissenschaft etwas Gründliches leisten zu können.

Hamburg 1854.

Erstes Capitel.

Südwestlich in Ostindien, im Königreiche Ageahapouri*) (mit der Residenzstadt gleichen Namens) liegt eine der schönsten und fruchtbarsten Gegenden des Orients. Hier lebte vor vielen hundert Jahren ein guter frommer König, Namens Ageahendrin. Ihm sowohl wie auch seinem Geheimrath-Minister Manunidimantri lag Nichts so sehr am Herzen, als das Glück der Unterthanen zu befördern, und täglich beteten Beide zu Gott, ihnen Weisheit und Verstand zu verleihen, um diese schwere Aufgabe zu lösen; dafür aber genossen sie auch der Freude, die Liebe des Volks in hohem Grade zu besitzen. Die Residenzstadt des Königs war von vier festen Mauern umgeben, deren Höhe denen der Palmbäume glich. Die äußerste Mauer war eine eiserne, die zweite eine bleierne, die dritte eine kupferne und die vierte bestand aus gemischtem Metall. Diese vier Mauern enthielten zwei und dreißig Thore. Inmitten dieser Stadt erhob sich der Pallast des Königs in majestätischem Glanze; er war ebenfalls, jedoch nur von drei Mauern umgeben. Die dem Pallast zunächst aufragende war

*) d. h. deutsch übersetzt, die schönste Burg.

von Silber, die zweite von Glockengut und die dritte von Felsensteinen. Sie enthielten eben so, wie die Stadtmauern, zwei und dreißig Thore. Außerhalb der Stadt, in einem Lusthaine befand sich ein Tempel der Schutzgöttin derselben, Badhrakalhi. *) Himmel anstrebende Palmen umstanden ihn, Oliven, wilde Feigenbäume, Stauden und Gebüsche, geschmückt mit den schönsten Blumen, bildeten um ihn einen lebendigen Kranz. Ihr prachtvoller Farbenwechsel wußte das Auge eines jeden vorübergehenden Wanderers mit Zaubergewalt zu fesseln, und in höchster Bewunderung mußte er unwillkührlich seine Blicke zum Himmel erheben und seinem Schöpfer den Dank zollen, der ihm gebührt. Dieser Tempel stand auch unter der besondern Obhut des Königs; er pflegte oft mit seinem ganzen Hof dorthin zu gehen, um den Andachtsübungen beizuwohnen, welche von Braminen gehalten werden.

In eben dieser Stadt lebte auch zur Zeit der Regierung des Königs Ageahendrin, ein reicher Kaufmann. Diesem war einst eines seiner Kameele entlaufen. Er sandte seine treuen Diener gen Osten, Westen und Süden, mit dem Befehle, das verlorene

*) In ganz Indien nämlich hat jede Stadt und jedes Dorf eine besondere Schutzgöttin, zu deren Dienste Braminen angestellt sind, denn das Gesetz gebietet, daß täglich in allen Tempeln viermal Gottesdienst gehalten werden muß, des Morgens, Mittags, Nachmittags und um Mitternacht. Auch giebt es keinen Ort in Ostindien, der nicht seine Braminen, und durch deren Gebet auch seine Schutzgöttin besäße.

Kameel zu suchen. Dieselben kehrten jedoch nach vier Wochen vergeblichen Suchens wieder zurück, gingen zu ihrem Herrn, beugten das Kniee vor ihm und sagten: „Gnädiger Herr, zürnet nicht! Umsonst war unser Bemühen, das verlorene Kameel aufzufinden. Wir sind Eurem Befehle gemäß in allen drei bezeichneten Himmelsgegenden gewesen, aber vergebens. Erlaubt Ihr, so werden wir auch gen Norden ziehen, um ferner zu suchen." Der Herr erwiderte: „Ich selbst will mich mit Euch dorthin begeben, um mit Euch gemeinschaftlich mein Kameel zu suchen. So ging der Herr in Begleitung seiner Diener nach Norden.

Zwei Tagereisen waren sie von ihrer Heimath entfernt, da kamen sie auf eine Landstraße, auf welcher sich, der Landessitte gemäß, an verschiedenen Stellen Ruheplätze (in dortiger Landessprache Sawädi genannt) für müde Wanderer befinden. Der von Süden kommende Kaufmann hatte sich so eben mit seinen Dienern auf einem der Ruheplätze niedergelassen, da sahen sie von Norden vier Männer daherziehen, welche zu wiederholten Malen laut lachten, und auch diese ließen sich auf demselben Ruheplatz nieder, woselbst sich der Kaufmann mit seinen Dienern befand. Die vier Wanderer sprachen so laut, daß dem Kaufmann kein Wort entging, und so vernahm er denn zu seinem größten Erstaunen Folgendes: Armes Kameel, sagte

der Eine, dein rechtes Auge war blind! der Zweite lachte: O, es hatte mehr Gebrechen, sein linker Fuß war lahm! Ach, es war auch trächtig, bemerkte der Dritte. Sein Schwanz war abgestumpft, fügte der Vierte hinzu, und alle Vier lachten abermals laut auf. Kaum hatte der Kaufmann diese Worte vernommen, so verfinsterten sich seine Blicke, und mit zorniger Stimme fragte er jene vier Männer: Wo habt Ihr das so eben von Euch bezeichnete Kameel? Es ist das meinige, welches ich verloren. Mehrere Wochen schon habe ich dasselbe vergeblich gesucht.

Bescheiden und demüthig erwiderten darauf die Vier: Es thut uns sehr leid, lieber Herr, Euch keine Auskunft darüber geben zu können, wo sich Euer Kameel befindet, da wir dasselbe weder gesehen, noch viel weniger uns dasselbe zugeeignet haben. Der Kaufmann aber noch mehr über diese Worte entrüstet, da sie das Thier so genau beschrieben hatten, und nun vorgaben, es nicht einmal gesehen zu haben, erklärte heftig: Ihr habt es versteckt! Ruhig erwiderten Jene: Nein, Herr, wir haben es nicht versteckt. Dann müßt Ihr es verkauft haben! rief der Kaufmann. Doch auch auf diese Beschuldigung antworteten Jene ruhig: Herr, wie sollten wir Euer Kameel verkauft haben, da wir Euch doch versichern, dasselbe nicht einmal gesehen zu haben. Doch der entrüstete Kaufmann gab ihnen nicht mehr Gehör, er befahl seinen Dienern, die vier Männer zu binden,

und mit in die Stadt zu führen, dort wolle er sie dem königlichen Gericht übergeben.

Es geschah, wie der Kaufmann befohlen hatte. Die vier Männer wurden gebunden in die Stadt gebracht, woselbst der Kaufmann sie dem Gerichte überlieferte, um die Sache untersuchen zu lassen. Die Angelegenheit wurde dem König vorgetragen und dieser ließ die vier Männer vor sich bringen. Auf welche Weise, fragte er zornig, seid Ihr im Stande zu widerlegen, das verlorene Kameel nicht gesehen zu haben, da Ihr doch dasselbe so genau beschrieben? Offenbar ist es, fuhr er fort, das sich dasselbe, Eurer genauen Beschreibung wegen, in Euren Händen befunden haben muß! Gesteht augenblicklich, wo Ihr dasselbe gelassen, im entgegengesetzten Falle werde ich mit aller Strenge gegen Euch verfahren, und mit Eurem Leben sollt ihr Euer Vergehen büßen! Wahrscheinlich seid Ihr als Kundschafter ausgezogen, um später mit Euren Räuberhorden das Gut meines Volkes zu rauben; aber in meinem Lande soll das Eigenthum meiner Unterthanen vor jedem Räuber gesichert sein, es steht unter meinem Schutze, ich wache über dasselbe, wie es einem gerechten Monarchen geziemt. Läugnet Ihr also noch länger Euer Unrecht, so lasse ich Euch augenblicklich dem Henker überliefern!

Die vier Männer ließen darauf ihr Obergewand sinken und umgürteten sich mit demselben, um der

Landessitte gemäß ihre Demuth dadurch zu beweisen, warfen sich zu den Füßen des Königs, und sagten: Großmüthigster König! Wir haben kein Kameel gesehen, sondern nur die Spur eines Kameels auf der Landstraße bemerkt, und nach dieser Spur haben wir unser Urtheil über das Thier selbst gefällt. Der König erwiderte: Wie könnt Ihr denn nach der Spur eines Kameels ein so treffendes Urtheil fällen? Theilt mir die Gründe mit, ich bin begierig sie zu hören. Da erhob sich der Erste, Podawaditen, und sagte: Ich habe behauptet, das Kameel sei auf dem rechten Auge blind. Diese Behauptung war das Resultat meiner Bemerkung, daß die Gebüsche auf dem Wege, den das Kameel genommen hatte, an der linken Seite alle kahl abgefressen, auf der rechten Seite aber unberührt geblieben waren. Daher urtheilte ich, daß das Kameel auf dem rechten Auge blind sein müsse. Und Du, wandte sich der König zu dem Zweiten, Podazandiren, woher konntest Du wissen, daß des Kameels linker Fuß lahm sei? Gnädiger König, erwiderte dieser, ich sah auf dem Wege, den das Thier genommen hatte, daß von den Klauen seines linken Vorderfußes die Erde nur leicht berührt worden war, daß hingegen die Spur der drei andern Füße sich tief bemerkbar gemacht hatte. Da nun die Gebüsche nur an der linken Seite des Weges abgefressen waren, folglich die Last seines Körpers sich dieser Seite zugewandt hatte, trotz dessen

aber von seinem linken Vorderfuß die Erde nur leicht berührt worden war, so zog ich daraus den Schluß, daß es auf dem linken Fuße jedenfalls lahm sein müsse. Der Dritte, Podawijachen, erwiderte auf die Frage des Königs, woher er wisse, daß das Kameel ein Weibchen, und trächtig sei, Folgendes. Die Spur der beiden Hinterfüße des Kameels ließ mich deutlich sehen, daß die Last des Hintertheils seines Körpers eine gleichmäßige und minder schwere gewesen sei, als die Last seines Vordertheils. Endlich erklärte der Vierte, Podawipuschanan: Ich beobachtete auf dem Wege in den Spuren des Kameeles einige Bluttropfen, die von den Stichen der Insekten gekommen sein mußten. Hätte nun das Kameel seinen völligen Schweif gehabt, so würde es damit die Insekten haben verjagen können und es wären keine Bluttropfen auf die Erde gefallen; deshalb habe ich behauptet, daß sein Schweif abgestumpft sein müsse.

Nachdem der König das Urtheil dieser vier Männer gehört hatte, erheiterte sich sein Antlitz. Mit Wohlgefallen betrachtete er dieselben und fragte: Wer seid Ihr denn, woher kommt Ihr, und welche Geschäfte betreibt Ihr? Als sie nun das heitere Angesicht des Königs erblickten und den milden Ton seiner Stimme vernahmen, beugten sie abermals ihr Knie und antworteten ehrerbietig: Erhabener König, wir alle vier waren Amtsbrüder, Minister des Königs Maduräshoiren, des Beherrschers des König-

reichs Madurapuri. Wir waren lange treue Diener unsers Königs. Als aber in letzter Zeit unsere Meinungen nicht mit den seinigen übereinstimmten, legten wir unser Amt nieder, dankten dem König und verließen sein Reich. Wir hegten die Absicht uns in der Welt weiter umzusehen, und unser Glück anderswo zu suchen. Auf dieser Wanderung begegnete uns der Kaufmann, um dessen verlorenes Kameel wir jetzt vor Eurem Throne stehen.

Nach dieser Mittheilung erwachte der Gedanke bei dem König, diese vier weisen und urtheilsfähigen Männer bei sich zu behalten. Er fragte sie daher, ob sie geneigt wären, dieselben Stellen bei ihm zu bekleiden, und ihm dieselben Dienste zu leisten, die sie dem von ihnen verlassenen König geleistet hätten. Wollten sie sich hierzu entschließen und ihm kindliche Treue geloben, so sollten sie von ihm mit väterlicher Liebe behandelt werden. Freudig nahmen sie das Anerbieten des Königs an. Sie mußten auf dessen Befehl am folgenden Morgen wieder vor ihm erscheinen. Hier stellte sie der König seinem Minister Manunidimantri als dessen Amtsbrüder vor und gebot ihm, sie in des Königs eigenem Wagen in die Stadt umher zu führen, um sie dem Volke zu zeigen und sie als Minister ausrufen zu lassen. *) Den

*) Es ist Sitte im Morgenlande, die Namen und das Amt der am königlichen Hofe neu Angestellten durch einen Ausrufer dem Volke bekannt zu machen.

Kaufmann, der das Kameel verloren hatte, ließ der König zu sich kommen, machte demselben bekannt, daß jene vier Männer als unschuldig erfunden wären und schenkte ihm den zweifachen Werth des verlorenen Kameels.

Die Vier waren jetzt als Minister angestellt, und verwalteten ihr Amt mit aller Treue. Sie selbst hatten unter einander ausgemacht, nicht nur am Tage, sondern auch bei Nacht für die Sicherheit des Königs zu sorgen, die ganze Umgegend, die kleinsten Winkel der Stadt, selbst alle Zimmer des Pallastes, sogar das Schlafzimmer des Königs zu durchforschen. Sie wollten jede Klage, jedes lautwerdende Urtheil des Volks über seinem König selbst vernehmen, wollten jedem Unrecht wehren, damit die Eintracht des Volkes und die Liebe zu dem Monarchen durch Nichts gefährdet werden möge und überall Ruhe und Zufriedenheit herrsche. Alle drei Stunden des Nachts lös'ten sie sich in diesem Berufe einander ab. Der liebe Gott verlieh ihnen auch hierzu seinen Segen, er krönte ihre Bemühungen mit dem schönsten Erfolge; sie waren so glücklich, das Reich immer blühender emporwachsen zu sehen und die Liebe des Volkes zum König gab sich täglich durch neue Beweise kund.

Zweites Capitel.

Es vergingen etliche Jahre. Eines Abends, als der erste Minister Podawaditen das Amt seines Durchforschens verwaltete, und er sich auf dem äußersten Walle der Stadt befand, vernahm er das laute Klagegewimmer eines weiblichen Wesens. Erstaunt darüber lauschte er empor und begab sich sogleich nach der Richtung, von woher das Weinen und Schluchzen zu seinem Ohre drang. Dasselbe leitete ihn zu dem Tempel der Schutzgöttin der Stadt. In der Nähe desselben angelangt, hatte er noch den lauten Klageton vernommen, welcher ihm aus dem Innern des Tempels hervorzudringen schien. Er trat also in denselben ein. In der Nähe des Altars brannte ein Licht, welches einen dämmernden Schein in demselben verbreitete. Alles war öde und leer, kein menschliches Wesen war zu erblicken. Podawaditen besaß Muth. Wer bist Du! rief er mit lauter Stimme, der Du hier Deinen Schmerz durch laute Wehklagen zu erkennen gibst? Theile mir Deinen Kummer mit, ich bin bereit, wenn es in meiner Macht steht, denselben zu stillen.

Ein heller Lichtschimmer verbreitete sich plötzlich im Innern des Tempels und eine Jungfrau in himmlischer Schönheit, von einem magischen Scheine umflossen, mit aufgelöstem Haar und schmerzerfülltem Antlitz erschien vor seinen Blicken. Verweg'ner Sterblicher, rief sie ihm zürnend entgegen, wie darfst Du Dich unterwinden, zu dieser Stunde meinen Wohnsitz zu betreten? Weißt Du nicht, daß ich Dich in meinem Zorn in den Staub niederzuschmettern vermag?! Podawaditen, geblendet von dem Schein, der die Erscheinung umgab, sank zu den Füßen derselben hin. Von nie gefühlter Empfindung ergriffen, begann er mit flehender Stimme folgende Worte hervorzustammeln:

„Große, erhabene Göttin! Verzeihe mir, daß ich es wagte, um diese Zeit in Dein Heiligthum zu dringen! Dir ist ja mein Innerstes offenbar, Du weißt, daß ich einer der Minister des Königs bin, daß es meine Pflicht gebietet, über das Wohl des Volkes meines Gebieters zu wachen. Ich vernahm hier das laute Weinen eines weiblichen Wesens, und durchdrungen von dem Schmerz, daß in unserm Reiche sich trotz unserer Sorge dennoch solche Klagen erheben können, wagte ich es, Dein Heiligthum zu betreten. Da entschlüpfte eine Thräne dem Auge der Göttin, und mit Wohlwollen blickte sie auf ihn nieder.

Wohl habe ich Dein Innerstes durchschaut und kenne die Gefühle Deines Herzens, erwiderte sie, ich

weiß, daß nicht thörichte Verwegenheit, sondern daß das Mitgefühl Dich hierher leitete. So vernimm denn: Ich selbst war es, die meinen Schmerz durch lautes Weinen zu erkennen gab. Aber zu schwach sind Deine Kräfte um helfen zu können.

Da erhob Podawaditen bittend seine Hände und flehete inbrünstig: O, Himmelsgöttin, würdige mich des Glücks und ertheile mir Deinen Segen, dessen Kraft mich stärken wird, Hülfe leisten zu können.

Wohl erkenne ich in diesen Worten Deinen guten Willen, antwortete die Göttin, und bist Du auch nicht im Stande, die herannahenden Gefahren zu beseitigen, so bist Du doch würdig, dieselben kennen zu lernen.

Vernimm denn die Ursache des Kummers, der mein Innerstes erfüllt, und der mich zwang meinen tiefen Schmerz durch laute Klagetöne kund zu geben, und erzittre! Ueber dem Haupte unsers geliebten Monarchen werden morgenden Tages drei Todesgefahren daherschweben, welche drohen seinem theuren Leben ein Ende zu machen. Wer wird nach ihm das Volk dieses Reichs ferner beglücken und dasselbe wie ein Vater vor Gefahren schützen? Wer wird sich meiner erbarmen und über meinen Wohnsitz wachen, damit keine zerstörende Frevlerhand sich demselben ungestraft nahe? Das Leben des theuren Beherrschers so bedroht zu sehen, das entlockte mir die, von Dir

vernommenen Schmerzenstöne. Früh am morgenden Tage wird das Volk nach seiner Gewohnheit, seinem geliebten König einen Theil von dem zuerst geerndteten Reis zum Geschenk bringen. Der König wird, wie er bisher immer gethan, zu seinem Abendessen davon bereiten lassen. Die nichts Arges ahnende Menge wird jubeln, einmal wieder Gelegenheit gehabt zu haben, ihrem geliebten König ihre Dankbarkeit zu bezeugen. Aber mein Alles sehendes Auge erblickte vor drei Wochen zwei giftige Schlangen, die im heftigsten Kampf mit einander in die vollen Aehren des nun eingeerndteten Korns ihr schnell tödtendes Gift fließen ließen. Die erste Handvoll, der davon bereiteten Speise, die der König morgen Abend zu genießen beabsichtigen wird, enthält gerade alles verlorne Gift, und sein Tod ist unvermeidlich.

Die zweite Gefahr, die das Leben des Königs bedroht, ist ebenfalls in einem Geschenk enthalten, das aber nicht Liebe sondern List und Bosheit ihm sendet. Ein benachbarter König, dessen Habsucht schon längst nach dem Reiche unsers theuren Beherrschers trachtet, bedient sich einer List seinen Zweck zu erreichen. Vier von ihm abgesandte Männer werden einen mit Backwerk angefüllten Schlauch bringen, der aber auch verborgene Pfeile enthält, die bei Oeffnung desselben den danebenstehenden König und dessen nahe Umgebung durchbohren werden. Entgeht der Monarch auch dieser Gefahr, so naht sich ihm in der Nacht,

um die fünfte Stunde, (nach unserer Zeit um eilf Uhr), im sanften Schlafe, die dritte.

Das Schlafgemach des Königs und seiner Gemahlin ist Dir bekannt, Du weißt, daß in der Mitte desselben das Schaukelbett beider Majestäten an vier silbernen Ketten hängt. Eine giftige Schlange wird sich durch die Oeffnung der Decke an einer der silbernen Ketten hinunter lassen, den König mit ihrem Stachel verwunden, und dadurch seinen Tod herbeiführen. Kannst Du Dich nun, nachdem Du all dieses vernommen, noch wundern, mein lautes Wehklagen gehört zu haben? Um ihn habe ich gejammert und geweint! Gelingt es, die Gefahren von ihm abzuwenden, so wird er noch hundert und zwanzig Jahre ein glücklicher Beherrscher seines Volkes sein. Ueberwältigt von den Gefühlen die sein Herz bei dieser Rede bestürmten, sank Podawaditen noch einmal auf's Knie und flehete um den Segen der Göttin. Er sollte ihn stark machen, die Gefahren zu beseitigen, die das theure Leben seines geliebten Monarchen bedrohten. Da breitete sie ihre Hände über seinem Haupte aus, und blickte wehmüthig lächelnd auf ihn herab. Fühlst Du Dich stark genug, flüsterte sie, den Gefahren zu trotzen, so sei meines Segens theilhaftig, und der schönste Lohn für Deinen Muth wird in Deinem Herzen sich offenbaren.

Nach diesen Worten schwand allmählich der blendende Schimmer, der sie umgab, und bald darauf

war die ganze Erscheinung vor seinen Augen verschwunden. Da erhob sich Podawaditen und ein ängstlicher aber auch zugleich freudiger Schauer durchrieselte sein Gebein. Noch einmal flehete er in einem Gebet um Stärkung und Beistand zu seinem Vorhaben, die Gefahren abzuwenden, dann eilte er in die Stadt zurück. Die drei Stunden seines Durchforschens waren verflossen, und der zweite Minister trat seine nächtliche Wanderung an.

Podawaditen warf sich auf sein Lager, aber kein wohlthätiger Schlummer senkte sich auf seine Augenlieder herab. Seine Brust war von den mannigfaltigsten Gefühlen bewegt und mit nie gefühlter Sehnsucht wünschte er den morgenden Tag geendet zu sehen, an welchem er so vielen Gefahren entgegen treten sollte.

Drittes Capitel.

Endlich erschien der von Podawaditen erwartete Tag. Aufs sorgfältigste hatte er sich heute mit seiner glänzenden Amtskleidung geschmückt, und betrat früh Morgens den Pallast des Königs. Nicht lange dort anwesend, gewahrte er schon das von fernher kommende, laut jubelnde Volk, welches unter dem Rufe „Heil unserm König!" demselben einen Theil des zuerst eingeerndteten Getreides zum Geschenk überreichte. Herzlich bewegt und freundlich lächelnd empfing der König das Geschenk. Eine Freudenthräne glänzte in seinem Auge, er richtete seine Blicke zum Himmel empor und dankte seinem Gott für den von ihm verliehenen Segen. Dann wandte er sich zum Volke, welches mit gefalteten Händen dastand, und den frommen Sinn des Königs bewunderte. Er zollte auch diesem seinen Dank für das Opfer der Liebe, welches dasselbe ihm mit kindlich treuem Herzen darreichte.

Sogleich befahl er seinen Dienern, ihm zu seinem heutigen Abendessen davon zuzubereiten und herzlich grüßend entließ er das glückliche Volk. Ach, Keiner hatte eine Ahnung von dem Schmerzgefühl, welches Podawaditen beim Anblick dieser Scene durch-

drang, denn nur ihm allein war es ja bekannt, wie der Todesengel leise herannahte, den geliebten König zu erreichen. Dieser hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen, und mit ängstlich klopfendem Herzen erwartete Podawaditen die zweite drohende Gefahr.

Nicht lange durfte er warten. Es erschienen einige Diener mit der Meldung, daß vier Männer angelangt wären, die einen Schlauch trügen und dem König vorgestellt zu werden wünschten. Podawaditen ließ die vier Männer vorführen und fragte sie nach ihrem Begehr. Einer derselben erhob seine Stimme und begann: Wir kommen aus dem Königreich Wisajah und sind abgesandt von unserm König mit dem Befehl, dieses Geschenk, er deutete auf den mitgebrachten Schlauch, Deinem König eigenhändig zu überreichen, mit der herzlichsten Bitte es als einen Freundschaftsbeweis unseres Königs anzunehmen. Gut, erwiderte Podawaditen, es soll geschehen, wie Ihr verlangt. Darauf hieß er den Trägern, den Schlauch vom Boden zu heben und führte sie in einen großen Saal. Hier gebot er ihnen so lange zu verweilen, bis der König kommen würde, das Geschenk aus ihren Händen zu empfangen. Dann ließ er Wache vor den Saal stellen, und schärfte dieser im Namen des Königs ein, Niemand, wer es auch sei, in den Saal zulassen.

Darauf begab er sich in das Staatsgefängniß, um sich unter den daselbst befindlichen Gefangenen

einen zu seinem Vorhaben zu erwählen. Er erfuhr, daß sich dort ein zum Tode verurtheilter Staatsverbrecher befand, den man seines hohen Alters wegen mit lebenslänglicher Gefangenschaft begnadigt hatte. Diesem ließ er den Baart abscheeren und königliche Kleider anlegen. Hierauf leitete er ihn in den Saal, woselbst er die Person des Königs vorstellen sollte, und befahl ihm, keine Silbe weiter mit den Bringern des Schlauches zu reden, als nur den Befehl zu ertheilen, den Schlauch zu öffnen. Auf solche Weise gelang es Podawaditen die Träger zu täuschen. Sie glaubten nicht anders, als den König vor sich zu sehen, fielen auf ihr Antlitz zur Erde und trugen die Bitte ihres Königs vor, das Geschenk von ihm anzunehmen.

Der vermeintliche König befand sich in der Mitte des Saales, vor dem Schlauche stehend, den die vier Träger umgaben. Podawaditen hatte sich in den Hintergrund des Saales zurückgezogen, um den Ausgang der Dinge zu beobachten. Der in königlichem Schmuck gekleidete Verbrecher hieß den vier Trägern den Schlauch öffnen. Da plötzlich, wie von unsichtbaren Händen gelenkt, schossen im Kreise unzählige Pfeile hervor, und alle fünf den Schlauch umstehenden Männer sanken von ihnen tödtlich getroffen zu Boden. Mit bleichem Angesichte hatte Podawaditen diesem Ereigniß beigewohnt. Er sank auf seine Knie und dankte Gott, der ihm bei-

gestanden hatte, das drohende Unglück von dem Haupte seines Monarchen abzuwenden. Darauf verließ er den Schreckensort, verschloß den Saal und erneuerte der Wache noch einmal den Befehl, Niemand einzulassen. Die innere Unruhe Podawaditen's wurde aber immer stärker, jemehr der Tag sich zu neigen begann. Es sollte ja die verhängnißvolle, den Tod enthaltende Speise erscheinen. Im Innersten tief ergriffen vernahm er, daß der König, wie derselbe immer zu thun pflegte, vor seiner Abendmahlzeit den Tempel der Schutzgöttin Badharakalhi mit seinem ganzen Hofstaat besuchen wolle, um Gott seinen Dank für den ihm verliehenen Segen darzubringen. Zurückgekehrt von der religiösen Andacht verabschiedete er sein Gefolge um sich zum Abendessen zu begeben.

Alle entfernten sich, nur Podawaditen verharrte unbeweglich in seiner Stellung. Der König wunderte sich darüber. Warum, fragte er lächelnd, verweilst Du so lange, und was willst Du noch ferner bei mir, Podawaditen? Hast Du vielleicht Lust diesen Abend mein Gast zu sein?

Gerührt nahm der Gefragte das Anerbieten des Königs an, der günstige Zeitpunkt schien ihm gekommen, er sank dem König zu Füßen und stammelte: O mein gütiger König, ein Wunsch den ich hege, und den ich nicht wage auszusprechen, belastet mein Herz mit Centnerschwere.

Laß hören, versetzte der milde König. Solltest Du etwas Größeres wünschen, als ich zu gewähren vermag?

Schenket mir, bat Podawaditen, die erste Handvoll Reis, die Ihr diesen Abend zum Munde führen wollt, und Ihr werdet mich dadurch unendlich beglücken.

Verlangst Du nichts mehr? rief lachend der König. Deine Bitte klingt mir freilich sonderbar, doch sei sie Dir von ganzem Herzen gewährt! Wer fühlte sich wohl beglückter als Padawaditen. Leichter und freier erhob sich sein Herz, und fröhlich sah er das Gericht auftragen. Der König langte eine Handvoll Reis von seinem silbernen Teller und reichte sie Podowadiken mit den Worten dar: Nimm hin, mein Freund, es ist die erste Handvoll Reis, die ich zum Munde führen wollte. Er hatte nicht die leiseste Ahnung davon, daß in dieser ersten Handvoll der Tod für ihn enthalten war. Hastig ergriff Podawaditen das ihm Dargereichte und barg es in sein Schnupftuch. Nun konnte er sich ruhig dem Genuß der Speise überlassen und heiter wurde die Mahlzeit beendet.

Nachdem er sich hinweg begeben hatte, beeilte er sich das Amt seiner Wanderung zu beginnen, denn zu rechter Zeit mußte er zurückkehren, um der dritten und schwersten Gefahr entgegentreten zu können.

Seine drei Stunden waren verflossen. Zurückgekommen gelangte er unbemerkt in den Pallast, und begünstigt vom Glücke, konnte er sich, ohne von Jemand gesehen zu werden, in das Schlafgemach des hohen Herrscherpaares begeben. Er verbarg sich in demselben. Nachdem er gewahrte, daß der König und seine Gemahlin fest schliefen, trat er hinter einem Vorhang, der ihn verborgen gehalten, hervor, und mit fast hörbar klopfendem Herzen richtete er unverwandt seine Blicke zur Decke des Zimmers hinauf.

Nicht lange hatte er in dieser Stellung verharrt, da gewahrte er, wie eine Schlange sich durch die Oeffnung der Decke wand, wie sie sich an einer der Ketten, die das Bett des Königs trugen, hinunter schlang, und ihren Stachel schon ausstreckte, den fest schlafenden Herrscher zu verwunden. Sein Schwert aus der Scheide ziehen, und die Schlange in Stücken zerhauen, war das Werk eines Augenblicks. Aber, o Unglück! ein Tropfen des mit Gift vermischten Blutes war gerade auf die entblößte Brust der Königin gefallen. Starr vor Schrecken darüber, zögerte Podawaditen einen Augenblick. Wie, sagte er zu sich selbst, solltest du das Leben des Königs gerettet haben und sein unschuldiges geliebtes Kind das schnell tödtende Gift von der nährenden Mutterbrust saugen lassen? Vermögtest du den Schmerz anzusehen, den dein Gebieter bei dem Verlust seines

Lieblings empfinden würde? Wäre es nicht gar möglich, daß sogar das Leben der Königin in Gefahr schwebte, wenn du das Blut nicht entferntest? Solltest du jetzt zum Feigling werden, Podawaditen, da du doch den Muth besaßest, dreien Gefahren, die das Leben des theuren Monarchen bedrohten, die Stirn zu bieten? Jetzt, wo dir selbst der Tod entgegen tritt, wenn du das Geheimniß deines Hierseins verrathen mußt, jetzt solltest du zaghaft zaudern können? Entschlossen näherte er sich dem Bette der schlafenden Königin. Mit dem Nägel seines kleinen Fingers schabte er schnell das auf der Brust klebende Blut ab, und eben so schnell trennte er darauf mit einem Schnitt von seiner Hand den Finger, mit welchem er die Brust der Königin zu berühren gewagt hatte. Die in Stücken gehauene Schlange, war schon in sein Schnupftuch gewickelt, er that den Finger dazu, und steckte das Tuch auf das hängende Himmelbett des Königs. Die Königin aber war durch die Berührung erwacht. Erschreckt richtete sie sich empor blickte umher, und rief mit lauter entrüsteter Stimme: Wer befindet sich hier im Schlafgemach, und welcher Frevler wagte es, mich zu berühren?! Da konnte Podawaditen nicht länger schweigen. Damit kein Unschuldiger in Verdacht gerathen möge, mußte er jetzt reden, und auch die Freude diese letzte Gefahr überwunden zu haben, verlieh ihm den Muth dazu. Mit fester Stimme antwortete er: Zürne nicht,

meine geliebte Königin, ich Podawaditen, bin hier, ich habe mich unterstanden, Deine Brust zu berühren.

Auf's höchste empört erweckte die Königin ihren Gemahl. Armer, betrogener König! rief sie dem Erwachenden entgegen, sieh' wie Podawaditen, auf dessen Treue Du glaubtest Dich fest verlassen zu können, Dich hintergangen! Aus seinem Elend hast Du ihn erhoben, mit väterlichen Armen ihn umpfangen, wie Deinem eigenen Kinde hast Du ihm Deine Liebe zugewandt und nun ist er zum Verräther an Dir geworden! In unerlaubter Liebe zu mir hat er es gewagt, in unserm Schlafgemach sich zu verbergen, um sich mir, wenn Du im festen Schlafe lägest, nahen zu können. Auf meine Frage bei meinem Erwachen, wer es sei, der mich berührte, wagte der freche Bube noch mit kecker Stimme seinen Namen zu nennen, indem er sagte: Ich bin es, ich, Podawaditen, der es gethan, worauf er sich sogleich entfernte. Vermagst Du nun noch länger ihn zu lieben, noch länger auf seine Treue zu bauen, nachdem Du sein boshaftes hinterlistiges Herz erkannt hast? Wie aus einem bösen, beängstigenden Traume erwachend, glaubte der König kaum seinen Ohren trauen zu dürfen, als er die Rede seiner Gattin vernahm. Um ihn von der Wahrheit ihrer Worte zu überzeugen, zeigte sie ihm die deutlichen Spuren seines Nägels auf ihrer Brust.

Auf's tiefste erschüttert und gekränkt suchte der König seine Gemahlin zu trösten. O, wie schmerzlich bin ich verwundet worden, klagte er, zu sehr habe ich ihn und seine drei Gefährten geliebt, in meiner Verblendung gewährte ich ihnen sogar selbst in der Nacht freien Zutritt in meinen Pallast, indem ich ihren schönen Worten mein Vertrauen schenkte, da sie vorgaben auch in dunkler Nacht für meine Sicherheit Sorge tragen zu wollen. Zu diesem Behufe, wollten sie sich, ihrem Versprechen gemäß, alle drei Stunden einander ablösen. Beruhige Dich also, theures Weib, setzte er hinzu, ich werde mit den Gefährten Podawaditen reden, und er soll seiner gerechten Strafe gewiß nicht entgehen.

Da wurde auf's Neue die Thür des königlichen Schlafzimmers leise geöffnet. Mit lauter Stimme rief der König sein Wer da! Es war Pödaschandiren, einer der Gefährten Podawaditens. Tritt näher, befahl der König und vernimm, wie Dein Freund, Podawaditen, meine Liebe mit dem größten Undank vergolten hat. Nur erheuchelt erscheint mir jetzt die Treue, die Ihr mir geschworen. Hierauf theilte er ihm die so eben vernommenen Worte der Königin mit. Er erzählte wie Podawaditen sich der Königin genähert, in unerlaubter Lust ihre Brust entblößt, und vielleicht erschreckt durch eine Bewegung ihres Körpers dieselbe mit dem Nägel seines Fingers unsanft berührt hätte, wie er dann mit frecher

Stimme seinen Namen genannt hätte, nachdem die zum Tod erschreckte Königin gefragt, wer es gewesen, der sie berührt habe. Da sank Podaschandiren dem König zu Füßen und Thränen der Wehmuth rollten über seine Wangen. Nein, mein König, rief er tief bewegt aus, so undankbar kann mein Freund Podawaditen nicht handeln! Ich kenne sein Herz, wir alle Vier sind bereit, unser Leben für unsern König zu opfern, und er der Beste unter uns, sollte einer solchen That fähig sein?! Nein, nein! seine Ergebenheit und seine Treue für unsern König sind mir hinlänglich bekannt, ich bürge für seine Unschuld! Erlaube mir daher, o mein Beherrscher, eine Erzählung vortragen zu dürfen, und neige Dein gütiges Ohr meiner Rede. So beginne denn, erwiderte der König, ich bin bereit zu hören.

Viertes Capitel.

Wickräwiren, ein durch seine Tapferkeit berühmter Jäger, begann Podaschandiren, hatte sich durch ein Vergehen den Zorn seines Königs zugezogen. Dieser verurtheilte ihn, 1500 Goldstücke innerhalb acht Tage zu erlegen oder eine entehrende Strafe zu erleiden. Wickräwiren erwählte das Erstere. Mit trübem Herzen kehrte er nach Hause zurück. Nachdem er sein Unglück seiner Frau mitgetheilt, schloß er sie in die Arme, drückte sie an seine Brust und bat sie um einige Worte des Trostes zur Linderung seines Kummers. Theilnehmend betrachtete sie ihn, und nach einiger Zeit des Nachdenkens hub sie mit sanfter Stimme an: Laß uns Alles, was wir besitzen, verkaufen; das daraus gelöste Geld wird ja wohl für die Straffumme hinreichend sein. Hat uns doch der liebe Gott noch das höchste Gut, die Gesundheit, verliehen; wenn wir seiner Hülfe trauen, wird er uns ferner stärken, so viel zu erwerben, als wir bedürfen. Treu werde ich Dir zur Seite stehen und redlich das Meinige dazu beitragen. Beruhigt, und aufs Neue gestärkt befolgte Wickräwiren den Rath seines Weibes. Er verkaufte Alles, was er besaß; aber, o Unglück! der Erlös des verkauften

Gutes reichte nur hin, zwei Drittheile seiner Strafschuld zu tilgen. Nun fehlten ihm noch 500 Goldstücke. Woher sollte er sie nehmen? Eines Morgens saß er trübsinnig da, das sorgenvolle Haupt in die Hand gestützt, und wußte nicht, wie er Rath schaffen sollte. Da nahete sich ihm sein treuer Hund Mrigarschingum,*) leckte schmeichelnd seine Hand und ließ sich zu seinen Füßen nieder. Er legte seinen Kopf auf's Knie seines Herrn und sah ihn mit einem Blicke an, worin man die Worte lesen konnte: Gedenke meiner Liebe und Treue, die ich Dir so oft in Gefahren bewiesen habe, höre mein leises Wimmern, über den Kummer, den ich in Deinen Blicken gewahre, sollte ich nicht vermögend sein, denselben zu lindern?

Da durchzuckte den Jäger plötzlich ein Gedanke. Wie! rief er aus, indem er liebkosend seinen Hund zu sich heranzog, wie wäre es, wenn ich Dich, mein treues Thier, als Pfand versetzte, um mir das fehlende Geld zu borgen? Aber, fügte er hinzu, wie vermag ich auf so lange Zeit mich von Dir zu trennen, bis ich wieder im Stande sein werde, das erborgte Geld zurück zu zahlen; Dein treues Auge wachte über mir, wenn ich mich sorglos dem Schlummer überließ, und fühlst auch Du Dich stark genug, meines Anblicks so lange entbehren zu können? Laut jubelnd bellte der Hund auf, gleichsam als wenn er

*) d. h. deutsch übersetzt Tigerkönig.

die Rede seines Herrn verstanden hätte. Dieser gab ihm einen Wink und froh folgte ihm der Hund.

Wickräwiren begab sich nun, begleitet von seinem Hunde, nach einem Ort, woselbst ein reicher Banquier wohnte, dessen Güte und Menschenfreundlichkeit dem Jäger bekannt war. Daselbst angelangt, trat er in das Haus des Banquiers, wurde demselben vorgestellt und nachdem er ihm das über ihn gekommene Unglück erzählt hatte, legte er demselben die Frage vor, ob er geneigt sei, ihm die fehlenden 500 Goldstücke auf eine Handschrift anzuleihen. Er wolle ihm den Hund, auf dessen Treue er sich fest verlassen könne, als Pfand zurücklassen, verpflichte sich auch, die 500 Goldstücke nach Verlauf zweier Monate wieder zu erstatten. Der Banquier, der schon manches von der Tapferkeit des Jägers und der Treue seines Hundes gehört hatte, zeigte sich bereitwillig, das Verlangen zu erfüllen. Er zählte dem Jäger die 500 Goldstücke dar, der nach Empfang derselben dem Banquier eine Schuldverschreibung darüber einhändigte, und herzlich bat, doch ja Sorge für die Pflege des Hundes zu tragen. Darauf wandte er sich zu dem Hunde selbst, der ihm zur Seite stand, und sprach folgendermaßen zu ihm:

Mrigarschingum, merke auf meine Worte, und präge sie Deinem Gedächtnisse ein. Sieh in diesem Herrn, indem er mit seiner Hand auf den

Banquier hindeutete, Deinen neuen Gebieter! Wache über sein Leben, weiche in keiner Gefahr von seiner Seite, beschütze sein Eigenthum vor räuberischer Hand, widme ihm alle die Treue, die Du mir bisher gewidmet hast, und sollte auch zuweilen eine Sehnsucht nach Deinem verlassenen Herrn Dich ergreifen, so unterdrücke dieselbe und gehe nicht eher von ihm, bis ich selbst Dich wieder zurück hole und meine Schuld abtrage. Der Hund schien seinen Herrn verstanden zu haben; er sprang noch einmal an ihm empor, leckte ihm Gesicht und Hände wie zum Abschiede und legte sich dann zu den Füßen seines neuen Gebieters nieder. Der Jäger verließ hierauf eilend das Haus des Banquiers, um seinen Schmerz, den die Trennung von seinem geliebten Hunde Mrigarschingum ihm verursachte, zu verbergen, und begab sich nach seiner Wohnung zurück.

Aufs sorgfältigste wurde der Hund von dem Banquier gepflegt, und das treue Thier verfehlte auch nicht, pünktlich die Befehle seines früheren Herrn zu befolgen. Nie verließ er seinen neuen Versorger und dieser war sehr erfreut, nachdem er schon oft die Treue desselben geprüft und ihn jedesmal bewährt erfunden hatte, jetzt mit ruhigem Herzen eine Reise unternehmen zu können, da er sein Eigenthum nun sicher beschützt wußte. Er trat also seine Reise an, nachdem er den Hund der Sorgfalt seiner Frau empfohlen hatte. Doch diese, höchst erfreut eine Zeit-

lang der Anwesenheit ihres Mannes enthoben zu sein, benutzte dessen Reise zu ungestörten Zusammenkünften mit einem jungen Mann, den sie liebte. Sie kümmerte sich daher wenig um den Hund, hatte auch nicht bemerkt, daß die Augen desselben, so oft er diesen Fremden gewahrte, funkelten und er sich knurrend seiner Herrin zur Seite stellte.

Eines Abends, als der junge Mann sich versprochenermaßen wieder zur bestimmten Stunde einstellte, führte die Gebieterin des Hauses ihren Liebling in ihr Schlafzimmer. Sie ließen sich aufs Divan nieder, aber im Taumel ihres berauschten Entzückens bemerkten Beide nicht, daß der Hund mit hinein geschlüpft war. Sie überließen sich hier ihrer Sinneslust, als es der Frau plötzlich einfiel, den Schlüssel auf der Hinterpforte des Gartens, die sie vor der Ankunft ihres Geliebten jedesmal selbst öffnete, stecken gelassen zu haben, welches, wenn es entdeckt worden wäre, leicht Verdacht bei einer ihrer Dienerinnen hätte erregen können. Hastig sprang sie auf, bat ihren Geliebten zu warten und versprach in einem Augenblick zurückzukehren. Doch, wer vermag ihren Schreck zu schildern, als sie bei ihrer Rückkehr ihren Geliebten zerfleischt und im Blute gebadet, am Boden liegend erblickte, und neben dem Divan den Hund mit blutigem Maule stehen sah. Was sollte sie beginnen, damit Keiner den Vorfall entdecke?! Ohnmächtig würde sie hingesunken sein, doch die un-

nennbare Angst entlarvt zu werden, verlieh ihr Kraft sich aufrecht zu erhalten. Was sollte sie mit dem Leichnam anfangen, der vor wenigen Minuten noch in voller Lebenskraft, sie sanft in seine Arme geschlossen und mit dem sie in verbrecherischer Lust geschwelgt hatte? Er mußte fortgeschafft werden, und das sonst so schwache Weib hatte Muth genug, die Leiche in dunkler Nacht in den Hof zu schleppen, und dort in lockerer Erde zu verscharren. Die Spuren des Blutes hatte sie vertilgt, und einige Zeit später schon wieder so viel Fassung erhalten, daß sie der Ankunft ihres Gemahls ruhig entgegensehen konnte.

Seit jenem unglückseligen Vorfall vermochte sie aber nicht den Anblick des Hundes zu ertragen. Gern hätte sie ihn getödtet, jedoch durfte sie es nicht wagen, denn sie fürchtete den Zorn ihres Mannes. Gänzlich hatte sie das Thier versäumt und ihm kein Futter mehr gegeben, so daß dasselbe sich genöthigt sah, seine Nahrung auf der Straße zu suchen. Er verließ also zu Zeiten, wenn ihn hungerte, das Haus, kehrte aber immer, wenn er sich nur halb gesättigt fühlte in dasselbe zurück, um das Eigenthum seines Herrn zu bewachen.

Endlich kehrte der Banquier zurück, mit der frohen Hoffnung erfüllt, seine theuren Angehörigen so wieder zu finden wie er sie verlassen. Seine

Gattin trat ihm anscheinend froh entgegen, jedoch glaubte er eine gewisse Aengstlichkeit an ihr zu bemerken, die sie sorgfältig zu verbergen schien. Als er aber seinen Hund gewahr wurde, ließ die abgemagerte Gestalt des Thiers den Banquier deutlich merken, daß es ihm wohl gänzlich an Pflege und Nahrung gemangelt haben müsse. Er erkundigte sich sorgfältig nach der Ursache der Vernachlässigung, jedoch Niemand vermochte ihm Auskunft darüber zu geben, da der Banquier die Verpflegung des Hundes lediglich seiner Frau übertragen hatte, und auch diese suchte sich den Fragen ihres Mannes zu entziehen. Der Hund schien jedoch etwas auf dem Herzen zu haben, das er gern seinem Herrn anvertrauen möchte, denn beständig suchte er durch lautes Bellen und Hin- und Zurücklaufen denselben zu bewegen, ihm zu folgen, so daß der Banquier endlich immer aufmerksamer wurde und dem Winke seines Hundes folgte.

Dieser führte ihn in den Garten, lockte ihn nach der Stelle, wo der Körper des Unglücklichen verscharrt lag, kratzte in die Erde und ließ hierauf seinen Herrn den von Erde entblößten Leichnam erblicken, packte denselben noch einmal beim Genick und schüttelte ihn heftig. Ein Schaudern ergriff den Banquier beim Anblick der zerfleischten Leiche und starr vor Entsetzen vermochte er anfänglich nicht, sich von der Stelle zu bewegen. Das Antlitz des Ermordeten

schien ihm bekannt und erinnerte ihn deutlich an die Züge eines jungen Mannes, über welchen er mit seiner Frau sich vor längerer Zeit schon einmal entzweit hatte, weil er sie in traulicher Unterredung mit demselben überrascht hatte.

Der Hund schien gänzlich beruhigt. Der Banquier kehrte in sein Haus zurück, erzählte seiner Frau das Gesehene, wie der Hund ihn gleichsam zu dem Orte geführt, und wie die Aehnlichkeit des Entseelten mit jenem jungen Manne ihm aufgefallen sei.

Leichenblaß hörte sie die Worte ihres Mannes und als derselbe sie scharf ins Auge faßte, war ihre Fassung dahin. Sie warf sich schluchzend zu seinen Füßen, umklammerte seine Knie nnd bekannte ihre Schuld. Sie wollte seine Hand ergreifen, und um Verzeihung flehen, doch er riß sich von ihr los, stieß sie von sich und sagte: Weil Du Dein Vergehen gleich eingestanden und Deine Schuld nicht noch durch Läugnen vergrößert hast, so mildere ich auch Deine Strafe, Dein Leben sei Dir geschenkt, jedoch meide meine Nähe, verlaß augenblicklich mein Haus und wage es nicht, je wieder vor meinen Augen zu erscheinen. Mit diesen Worten ließ er sie in dumpfer Verzweiflung zurück und entfernte sich eilig von ihr.

Sie kannte den eisernen Willen ihres Mannes, den Nichts zu beugen vermochte, fügte sich in ihr wohlverdientes Schicksal und entfernte sich noch am

nämlichen Tage aus dem Hause ihres höchst erzürnten Gatten. Dieser wollte auch seinen Dank dem Hunde bezeugen, der ihm die Untreue seines Weibes verrathen hatte. Er ließ ihm die ausgesuchtesten Leckerbissen reichen und nachdem der Hund vollkommen gesättigt war, rollte der Banquier den auf ein Palmblatt geschriebenen Schuldschein des Jägers zusammen, gab ihn dem Hunde ins Maul, führte ihn auf die Schwelle des Hauses und gab ihm einen Wink sich zu entfernen. Er sagte dabei: Kehre zurück zu Deinem vorigen Herrn, ich gebe Dir hiermit Deine Freiheit zum Lohn für Deine treuen Dienste, die Du mir geleistet hast. Froh sah der Hund zu ihm hinauf, und in seinen Blicken malte sich der Dank, den er nicht auszudrücken im Stande war. Er eilte der Gegend zu, die ihn nach dem Wohnorte seines geliebten Herrn bringen sollte.

Während der Zeit, daß alle diese Ereignisse sich in dem Hause des Banquier zugetragen hatten, war es Wickräwiren, dem Jäger, sammt seinem Weibe gelungen, durch unermüdliche Thätigkeit, das Geld, welches er dem Banquier schuldete, zusammen zu bringen. Ein Tag fehlte noch an der festgesetzten Frist und getrieben von seiner Frau, hatte sich der Jäger aufgemacht, seine Schuld zu bezahlen und seinen geliebten Hund einzulösen. Doch wer beschreibt sein Erstaunen, als er ungefähr eine Stunde noch vom Hause des Banquier entfernt, seinen Hund auf

sich zueilen sah. Dieser beim Anblick seines ehemaligen Herrn außer sich vor Freude, sprang zu ihm hinauf und es entfiel ihm der, vom Banquier ihm mitgegebene Schuldschein. Wickräwiren vermochte nicht den Jubel seines Hundes zu theilen, er hob das demselben entfallene Blatt vom Boden auf, las dasselbe, und siehe da, es war der von ihm geschriebene Schuldschein.

Finster blickte er seinen Hund an. Wie, rief er aus, ist das Dein Gehorsam, den Du mir zu leisten schuldig bist? Befahl ich Dir nicht, so lange zu bleiben, bis ich das angeliehene Geld zurückbrächte? Glaubst Du mir dadurch eine Freude zu bereiten, daß Du Deinem neuen Herrn, dem Du Treue beweisen solltest, heimlich den Schein entwendetest, um mir denselben zu überbringen?! Was muß derselbe von mir denken?! Hast Du mich nicht in seinen Augen zum meineidigen Betrüger erniedrigt? Wie muß er jetzt das Pfand verachten, das ich ihm in Dir hinterließ?! Nicht länger bist Du meiner Liebe werth! Ich habe jetzt Deine hinterlistige Falschheit entdeckt. Empfange denn von meiner Hand den Lohn Deiner Untreue! Bei diesen Worten drückte er den Pfeil, den er auf seinen Bogen gelegt hatte ab, und der zum Tode getroffene Hund krümmte sich zu den Füßen seines Herrn. O, hätte er doch reden und ihm seine Unschuld mittheilen können! Noch einmal versuchte er, sich emporzurichten, taumelte je-

doch zurück, durchzuckt vom unnennbaren Todesschmerz und sein Auge war gebrochen.

Wickräwiren aufs schmerzlichste bewegt, ging nun mit seinem Schuldschein zu dem Banquier und ließ sich bei demselben melden. Dieser höchst verwundert über das Erscheinen des Jägers, ließ denselben vor sich kommen. Verzeiht, bat dieser beim Eintreten, verzeiht mir, daß ich Euch hintergangen. Ich war in dem Wahne die Treue meines Hundes zu kennen, bin aber meinen Irrthum gewahr worden, und habe denselben bestraft wie er es verdiente. Hierauf machte er den Banquier mit dem Vorgefallenen bekannt, überreichte ihm die schuldenden 500 Goldstücke nebst dem dem Hunde entfallenen Schuldschein, und bat ihn, denselben zu unterschreiben.

Der Banquier vermochte jedoch vor Schreck kaum eine Silbe hervorzubringen. Er schlug die Hände über seinem Haupte zusammen und rief: O, Du treues Thier, mußtest Du auf eine solche Weise Dein Leben enden! Ist das der Lohn, den Du für Deine mir so redlich geleisteten Dienste erndtetest?! Thränen der Wehmuth rollten bei diesen Worten über seine Wangen. Er erzählte darauf dem Jäger alles was er der Wachsamkeit des Hundes verdankte und wie er aus Freude darüber dem Hunde den Pfandschein übergeben, ihm das darauf angeliehene Geld geschenkt und demselben die Freiheit nach Hause zu seinem früheren Herrn zurückzukehren erlaubt habe.

Wie vom Blitz getroffen stand der Jäger, nachdem er die Worte des Banquiers vernommen. Den Hund, der ihm über Alles theuer gewesen, hatte er mit eigner Hand getödtet, das treue Thier, das den schönsten Lohn zu empfangen werth gewesen wäre, hatte er gemordet! Das war zu viel für den sonst so starken Mann. Der letzte Sterbeblick seines Hundes malte sich stets vor seinen Blicken. Seine Kräfte schienen gelähmt, sein Muth gebrochen und in Gegenwart des Banquiers, noch ehe dieser es verhindern konnte, schoß er sich selbst einen Pfeil durch die Brust und stürzte mit dem Ausruf: Ich bin nicht werth zu leben, dasselbe würde mir nur ferner eine Last sein! zu Boden.

Seiner Sinne kaum mächtig, versuchte der Banquier alles, um den Unglücklichen ins Leben zurückzurufen. Doch vergebens war sein Bemühen. Der Jäger lag starr und regungslos da, das Leben war aus ihm gewichen.

Der Banquier verfiel seit diesem Augenblick in Trauer und Schwermuth. Alle Freuden des Lebens flohen ihn. Er schrieb einen Brief an die Frau des Jägers, worin er ihr das traurige Schicksal ihres Mannes und dessen Hundes mittheilte, und ließ ihr denselben, wie auch die 500 Goldstücke durch seinen Diener überbringen. Doch der plötzliche Schreck über den Verlust ihres einzigen Glückes, ihres Mannes,

verfehlte auch bei ihr seine Wirkung nicht. Vom Schlage gerührt sank sie entseelt zu Boden. Der zurückgekehrte Diener vermochte nicht seinen Herrn zu trösten, als er ihm nun auch noch den Tod der Frau des Jägers berichtete. Heiliger Gott, rief der Banquier in wilder Verzweiflung aus, ich allein bin der Schuldige, auf dem alles dieses Unglück lastet! Ich war zu leichtsinnig, um vorher die Gefahren zu erwägen, die aus meiner Nachlässigkeit entspringen konnten! Warum unterschrieb ich nicht den Schuldschein? Warum behielt ich nicht den Hund bis zur Wiederkehr seines Herrn? Oder, warum fügte ich nicht dem Scheine einen Brief bei, indem ich den Jäger die Treue seines Hundes wissen ließ? O, nicht länger vermag ich die Qual meiner Schuld in meiner Brust mit mir umher zu tragen, und in dumpfer Verzweiflung befahl er seinem Diener, ihn zu verlassen, worauf auch er mit eigner Hand seinem Leben ein Ende machte.

Die Kunde von diesem schrecklichen Ereignisse, war nach einiger Zeit auch bis zu den Ohren der Frau des Banquiers gedrungen, die sich bisher in einem benachbarten Dörfchen aufgehalten hatte, immer noch hoffend einmal Verzeihung ihrer Schuld zu erhalten. Diese Hoffnung war verloren. Sie mußte sich als die Urheberin alles unnennbaren Unglücks betrachten und wurde vom wildesten Wahnsinn ergriffen. Von innerer Qual gefoltert gab sie sich selbst

den qualvollsten Tod, indem sie sich mit eigner Hand die Zunge ausriß. Auf diese Weise erlitt sie die gerechte Strafe ihres Vergehens. Mein theurer König, endigte Podaschandiren seine Erzählung, solche traurige Folgen entspringen oft aus unüberlegtem Zorn des Menschen, und Wickräwiren's übereilte Handlung kostete so vielen Unschuldigen das Leben. Nach diesen Worten begrüßte Podaschandiren den König und die Königin, worauf er sich entfernte.

Der Zorn des Königs und seiner Gemahlin schien durch die Geschichte Podaschandiren's etwas gemildert und in beider Zügen malte er sich nicht mehr so schrecklich. Da trat Podawijachen ein, denn an ihn war jetzt die Reihe des Durchforschens gekommen. Da er den König und dessen Gemahlin wachend fand, ließ er sich auf seine Knie nieder und begrüßte ehrerbietig beide Majestäten. Auch er mußte bleiben und der noch immer gereizte König theilte ihm das Vergehen Podawaditen's mit. Podawijachen hatte erbleichend kaum die Rede des Königs vernommen, als er in die Worte ausbrach: O, Podawaditen, Du, dessen Herz nur für Tugend und Recht schlägt, Du solltest eines solchen Verbrechens fähig sein? Nein, seine strenge Redlichkeit bürgt mir für seine Unschuld. Gewähre mir eine Bitte, o mein gütiger König, und erlaube mir ein Gleichniß erzählen zu dürfen. Wie leicht der Mensch

geneigt ist, ein Urtheil über Andere zu fällen, daß er späterhin so gerne zurück genommen hätte, wirst Du aus diesem Gleichniß erkennen. Gut, erwiderte der König, Du hast meine Neugierde rege gemacht, beginne.

Fünftes Capitel.

Nahe bei Benares, einer heiligen Stadt beim Gangasfluß, begann Podawijachen seine Erzählung, liegt das kleine Städtchen Nimilai. Dort lebte ein armer Bramin mit seiner Frau. Da der liebe Gott ihnen keine Kinder geschenkt hatte, so wandten sie ihre Liebe einem kleinen Kirapullä*) zu. Dieses Paar wurde jedoch später mit einem Kinde gesegnet. Sie entzogen aber dem treuen Thierchen ihre Liebe und Sorgfalt darum nicht, weil sie der Meinung waren, der liebe Gott hätte ihnen, der Liebe wegen, die sie dem Thierchen widmeten, mit dem Kinde beschenkt. Also genossen sowohl das Kind, wie das Thier, der sorgfältigsten Pflege der Beiden. Dahingegen suchte auch das Thierchen seine Erkenntlichkeit dadurch zu bezeugen, daß es beständig bei dem Kinde verweilte, dessen Schlaf bewachte, ja sogar nicht einmal leiden wollte, daß ein Fremder

*) Diese Thiere haben ungefähr die Größe eines Marders, der Schwanz ist lang und büschig; sie vertilgen das Ungeziefer, tödten die Schlangen und heißen in tamulischer Sprache Kirapullä. Sie halten sich gewöhnlich in Bambusbüschen auf, werden leicht zahm und von einigen Einwohnern wegen ihrer guten Eigenschaften in Häusern gehalten.

sich demselben nahete, indem es eine Gefahr für dasselbe zu befürchten schien.

Da ereignete es sich eines Tages, daß der Bramin außerhalb des Hauses etwas zu besorgen hatte. Das schlummernde Kindchen war von der Mutter in die Wiege gelegt worden und das Thierchen hatte, wie gewöhnlich seinen Platz an der Seite derselben genommen. Die Frau wußte ihr Kind gesichert. Ruhig ging sie in den Garten des Hauses um Gemüse zu schneiden. Kaum war sie fort, so kroch aus einem Loche, in der Wand der Stube, eine giftige Schlange hervor und näherte sich der Wiege des Kindes. Das Thierchen bemerkte dies, stürzt sich auf dieselbe und zerreißt sie in Stücken. Die Wiege des Kindes ist mit Blut befleckt, jedoch sanft schläft das Kind.

Das Thier mit blutigem Maule kann in seiner Freude die Ankunft der Mutter nicht erwarten. Es sprang in den Garten, gleichsam als wenn es der Frau des Braminen den großen Liebesdienst, den es dem Kinde geleistet hatte, anzeigen wollte. Diese aber erblickte kaum das Thier, dessen Maul und Haar vom Blute roth gefleckt waren, als sie ausrief: O, Gott, was ist geschehen?! Hast Du so unsere Liebe vergolten, daß Du unser ganzes Erdenglück vernichten konntest?! Ich glaubte auf Deine Treue bauen zu können und nur Falschheit und

Bosheit wars, was ich für Zuneigung hielt. Fluch Dir, der Du im Stande warest, diesen Mord zu begehen! Bei diesen Worten ergriff sie das treue Thierchen, und ohne weiter nachzudenken, trennte sie mit dem krummen Messer mit welchem sie eben Gemüse geschnitten hatte, den Kopf vom Rumpfe desselben.

Nachdem sie die That vollbracht und sich etwas erholt hatte, begab sie sich ins Haus. Vielleicht, daß sie noch retten konnte. Doch welcher Anblick bot sich ihr dar! Statt den zerfleischten Leichnam ihres Kindes zu sehen, findet sie dasselbe unversehrt im süßen Schlummer. Sie blickt umher, da gewahrt sie die in Stücken zerrissene Schlange. Jetzt wird es Licht vor ihren Augen, und sie erkennt, daß das von ihr getödtete Thier des Kindes Retter gewesen ist. O, sagte sie zu sich selbst, wie kann ich vor die Augen meines Mannes treten, wenn derselbe zurückkehrt, da ich ihm eins seiner Lieblinge auf eine so grausame Weise beraubt habe? Wie vermag ich den Kummer anzusehen, der ihn ergreifen wird, und der ihm durch mich bereitet worden ist?! Bei diesem Gedanken bemächtigte sich ihrer ein namenloser Schmerz eine solche undankbare That vollzogen zu haben. Es treibt sie an ihr eigner Mörder zu werden und schon ist sie im Begriff sich das Leben zu nehmen, als sich ihr Auge zu ihrem Kinde wendet. Ach, was wird aus Dir, du armes, hülfloses Geschöpf werden, rief sie aus, wenn du nach meinem Tode vergeblich die

Arme nach deiner Mutter ausstreckst? Nein ich kann dich nicht zurück lassen, ich muß dich mit mir nehmen und vom Irrsinn ergriffen tödtete sie erst ihr Kind und nachher sich selbst, mit derselben mörderischen Waffe, mit welcher sie dem Thierchen das Lebengenommen hatte.

Einige Stunden darauf kehrte der Bramin nach Hause zurück. Welche Scene erblickt sein Auge! Sein geliebtes Weib, sein theures Kind, Beide findet er im Blute gebadet entseelt am Boden liegen. Ein furchtbarer Schmerz bemächtigt sich seiner; er gewahrt die getödtete Schlange, sieht mehre Blutspuren am Boden, folgt denselben, und diese führen ihn aus dem Zimmer nach dem Garten. Dort liegt das Thier mit abgeschnittenem Halse. Das war zu viel für den unglücklichen Mann und er vermochte nicht, sich dieses schreckliche Räthsel zu lösen. Aller seiner Lieben in so kurzer Zeit beraubt, hatte er keine Freude mehr auf dieser Erde zu hoffen. Auch er vermochte nun nicht länger sein Dasein zu ertragen, und um dieser Qual zu entgehen, machte er durch ein schnell wirkendes Gift seinem Leben ein Ende. Mein theurer König, schloß Podawijachen seine Erzählung, so viele Opfer forderte eine einzige unüberlegte Handlung. O möchte doch der Mensch erst erwägen und nachdenken, ehe er eine That begeht, die er nicht wieder zurückzukaufen im Stande ist. Bei diesen Worten beugte er seine Knie vor dem hohen Herrscherpaare und verließ deren Zimmer.

Nachdenkend saßen der König und seine Gemahlin da, als endlich auch Podawipuhschanan erschien, der Letzte der Vier, die der König an seinen Hof genommen hatte. Auch diesen hieß er bleiben, um die von Podawaditen begangene That aus seinem Munde zu vernehmen. Doch Podawipuhschanan vermochte auch nicht, seinen Podawaditen einer solchen That fähig zu halten, auch er war fest von seines Freundes Liebe und Treue, die er für seinen König hegte, überzeugt. Er sank deshalb auf seine Knie und bat den König, die Gewogenheit zu haben, ihn auf kurze Zeit anzuhören. Mir ist ein Gleichniß bekannt mein gütiger König, sagte er, welches lehrt, wie leicht der Mensch in Gefahr geräth, das größte Unrecht zu begehen, das er nie wieder ändern kann, selbst wenn alle Schätze der Erde sein wären, wenn er zu schnell und zu unüberlegt ein Urtheil über seine Nebenmenschen fällt. Auch Du sollst nicht ungehört von mir entlassen werden, sagte der König darauf, ich erfülle Dein Begehren; beginne Dein Gleichniß.

Sechstes Capitel.

Podawipuhschanan fing folgendermaßen seine Erzählung an: In der Stadt Mithulay lebte ein Blindgeborner, Schudren Pandarum,*) welcher sich von den Almosen nährte, die mitleidige Herzen ihm reichten. Seine Frau leitete seine Schritte. Er faßte den Entschluß, seine Vaterstadt zu verlassen, um sich nach der Stadt Sornagiry**) zu begeben, dort glaubte er seinen Unterhalt besser erwerben zu können. Zu diesem Zwecke machte er sich mit seiner Frau auf den Weg. Nachdem sie zwei Tagereisen zurückgelegt hatten, gesellte sich ein junger Mann zu ihnen, dessen Herz jedoch keines Mitgefühls für die Leiden Andrer fähig war. Seine Eltern hatte er verlassen, indem er sich nicht ihrem Willen fügen wollte, obgleich sie nur in Gedanken hatten, ihn zum

*) Es giebt in Ostindien unter dem Volke vier Kasten. Zu der ersten Kaste gehören die Braminen; zu der zweiten die Tschatrier, d. h. Königliche und Kriegskaste; zu der dritten die Waischia, d. h. die Kaufleutekaste; zu der vierten die Schudra, d. h. Handwerkerkaste oder Unterthanen der drei obengenannten Kasten. In dieser vierten Kaste giebt es wieder 18 verschiedene Abtheilungen; jede Abtheilung nennt sich jedoch auch eine Kaste. Zu der ersten dieser 18 verschiedenen Kasten gehören die Pandarum und zu der letzten die Parea.

**) Sornagiry heißt auf deutsch Reichgebirge.

Guten zu führen. Dieser junge Mann fing ein Gespräch mit jenen beiden Wandernden an, und erbot sich sie zu begleiten, da es ihm einerlei wäre, welchen Weg er einschlüge. Jedoch war es nur die junge Frau des Blinden, die ihn fesselte und auch ihr schien der junge Mann wohl zu gefallen. Sie setzten also ihren Weg zusammen auf der Landstraße fort. Jeder führte ein wenig Speise bei sich, nur mangelte es ihnen bald an Wasser und der Blinde fing an über Durst zu klagen. Da sagte das junge Weib zu ihrem Manne: In der Nähe, an der Seite der Landstraße erblicke ich einen Teich, ich will mit unserm Begleiter hingehen und trinken und dann für Dich Wasser schöpfen. Sie führte daher ihren Mann auf die Seite der Landstraße, hieß ihn sich setzen und warten, bis sie wieder käme, gab ihrem Gefährten einen Wink und Beide verließen den Blinden. Dies geschah aber nicht in der Absicht, um mit Wasser zurückzukehren, sondern mit einander zu entfliehen, wie sie es vorher schon heimlich mit einander verabredet hatten. Jetzt war der günstige Zeitpunkt gekommen. Beide entfernten sich und überließen den armen Blinden seinem Schicksale.

Dieser harrte umsonst der Wiederkehr seines Weibes, vergeblich lauschte sein Ohr, Schritte Vorübergehender zu vernehmen. Niemand war des Weges gekommen. Die wenige Speise, die er noch bei sich gehabt hatte, war verzehrt und schon mußte

er fast gänzlich vor Durst verschmachten. Sechs Tage und Nächte hatte er in dieser traurigen Lage zugebracht. Da vernahm sein Ohr von Weitem ein Gespräch und der Gedanke an Hülfe und Rettung erwachte in ihm. Er schrie, so laut er noch vermochte, um Erbarmen. Es war ein reisender Kaufmann mit seiner Gattin, der des Wegs zog. Dieser hörte auch gleich auf den Ruf des Blinden. Er ging zu ihm und erkundigte sich nach seinem Leiden. Da erzählte denn der Blinde, wie er mit seiner Frau aus seiner Vaterstadt gegangen, sein Brot anderswo zu suchen, wie sich ihnen unterwegs ein Fremder zugesellt, wie seine Frau mit demselben ihn verlassen, um ihm Wasser zu bringen, und wie er nun nicht wisse, welch ein Unglück den Beiden begegnet, ob sie vielleicht ihren Tod im Wasser gefunden, oder von wilden Thieren zerrissen worden wären. Der Kaufmann sah umher und da er nirgend eines Teiches gewahr wurde, merkte er, daß der Arme von seinem Weibe hintergangen sei.

Wie sehr bedauerte nun der mitleidige Kaufmann den Unglücklichen! Aufs tiefste gerührt von der Noth desselben, theilte er ihm erst Speise und Trank mit, und überlegte sodann mit seiner Frau was ferner zu thun sein möchte. Da nun der Unglückliche nicht aufhörte, seine Barmherzigkeit anzuflehen und ihn bat, ihn nicht von sich zu stoßen, ihn seinem Elende nicht zu überlassen, so beschlossen endlich Beide, den

Blinden mit sich zu nehmen, um ihn in einen bewohnten Ort zu führen, wo er dann im Stande sein würde, die Mildthätigkeit Andrer in Anspruch zu nehmen. Sie nahmen ihn also mit sich und gelangten am Abend in einem Grenzstädtchen, im Königreiche Singula, an. Da es aber bereits schon finster war, so wollten sie ihn auch die Nacht über noch bei sich behalten. Sie nahmen ihn also mit sich in ein Wirthshaus, wo sie einkehrten. Am andern Morgen, nachdem sie ihn gesättigt hatten, wollten sie Abschied von ihm nehmen, anstatt aber Worte des Dankes aus seinem Munde zu hören, erhob der Blinde ein lautes Geschrei. O, rief er aus, giebt es in diesem Lande keine Gerechtigkeit? Darf hier die Bosheit ihr ungestörtes Spiel treiben, lebt hier kein Richter, der sich des armen Blinden erbarmet?! Auf dieses sein lautes Geschrei versammelte sich ein Haufe Volks um ihn, und auch der Kaufmann blieb mit seiner Frau aufs höchste überrascht in der Versammlung. Von allen Seiten bestürmte man den Blinden mit der Frage was ihm fehle? Ach sagte er, seht doch hier meine Frau, die mich verlassen will, um mit dem jungen Mann zu entfliehen. Mich armen Unglücklichen will sie allein lassen, wer soll mich führen, wenn ihr die böse That gelingt? Nach diesen Worten bemitleideten Alle den armen Blinden, und sahen mit Verachtung auf den Kaufmann und dessen Frau. Diese vermochten kaum zu reden, und

unter den Verwünschungen des Volks, welches laut nach Bestrafung dieses Unrechts rief, wurden Beide der Obrigkeit überliefert. Darauf bemühte man sich, den Blinden zu trösten und um ihn für das von seiner Frau erlittene Unrecht zu entschädigen, gab man ihm reichlich Almosen.

Die Sache wurde dem König zur Entscheidung übergeben und dieser ließ noch an demselben Tage alle Drei vor sich führen. Der Blinde verstand es recht gut, auch hier durch seine Klagen das Herz des Königs zu täuschen. Vergebens war das Widersprechen des Kaufmanns und dessen Gattin. Der König gewahrte die einfache Erscheinung der Frau, die auf ihrer Reise natürlich nicht kostbar gekleidet ging, und war sehr geneigt, sie für die Frau des Blinden zu halten, da der Kaufmann keine weitere Beweise für sein Recht bei sich führte. In seinem Zorn über eine solche schändliche Betrügerei gebot darauf der König den Kaufmann am folgenden Tage dem Henker zu überliefern und die Frau den Feuertod im Kalkofen erleiden zu lassen, worauf alle Drei abgeführt und in Verwahrsam gebracht wurden, jedoch jeder in ein besonderes Gemach. Einige von den Gefangenwärtern glaubten aber in den leidenden Zügen des armen Kaufmanns und dessen Frau keine Spuren einer solchen Bosheit erblicken zu können und herzlich leid that es ihnen, daß sie schon so

jung den Tod erleiden sollten, und zwar auf eine so erschreckliche Weise. Sie wechselten daher keine Worte mit ihren Gefangenen.

Der Blinde, nachdem der Wärter ihn in sein Gemach geführt und ihm Speise und Trank vorgesetzt hatte, glaubte, da er die Thür hatte verschließen hören, sich allein, doch der Wärter war noch zugegen. Nachdem er gegessen und getrunkeu hatte, hielt er also folgendes Selbstgespräch: O, Du armer König, wie leicht war es mir, durch meine listig verstellten Klagen, Dich zu täuschen. Dein Urtheil aber mißfiel mir, denn was nützt mir der Tod Beider? Du hättest den Kaufmann in die weite Welt jagen und mir dessen Frau überlassen können, um mich ferner zu leiten. So dachte ich es mir, daß Du thun solltest, aber auf diese Weise beraubst Du mich ja der Führerin, die ich schon glaubte mein nennen zu dürfen! Er schimpfte hierauf noch lange auf den König und dessen Urtheil.

Kaum hatte der Wärter die erste Rede aus dem Munde des Blinden gehört, als er sogleich das Gemach verließ und den König zu sprechen begehrte. Dieser ließ ihn erscheinen, und der Wärter machte den König mit den so eben vernommenen Worten des Blinden bekannt. Der Monarch befahl, außer sich vor Zorn über eine solche unerhörte Bosheit, den Blinden sogleich herzuführen und als dieser er-

schien, rief ihm der König mit donnernder Stimme entgegen: Nichtswürdiger, ist Dein Herz so schlecht, das Leben der beiden Unschuldigen auf eine solche Weise morden zu können?! Ist kein Gefühl in Deiner Brust, welches sich regt, bei dem Gedanken, Deinem Gewissen eine so schwere Schuld aufzubürden?! Den Augenblick bekenne Dein Verbrechen! Jetzt hilft Dir kein Läugnen, keine Widerrede mehr, Du stehst entlarvt vor mir, Dein eigner Mund ward Dein Verräther! Nun vermochte auch der Blinde der Wahrheit nicht mehr zu widerstehen. Er gestand sein Vergehen und wollte um Gnade fleheu, doch der gerechte Monarch gab den Befehl, daß er dieselbe Strafe erleiden sollte, die er jenen beiden Unschuldigen zuerkannt hatte. Er wurde enthauptet und nachdem sein Körper dem Kalkofen übergeben.

Groß war die Freude des Kaufmanns und die seiner Gattin, die nun ungestört ihre Reise weiter fortsetzen konnten. Der König brachte hierauf seinem Gott ein Dankopfer, daß er ihn noch zu rechter Zeit die Unschuld der Beiden hatte erkennen lassen. Er durfte sein Gewissen jetzt nicht mit dem Blute jener Unschuldigen beflecken. Hätte der liebe Gott es nicht gefügt, daß der Blinde sich selbst verrathen mußte, so wären jene beiden Unschuldigen durch des sonst so gerechten Königs voreiliges Urtheil als ein Opfer der Bosheit gefallen. So endigte Podawipuh-

schanan seine Erzählung. Auch er verfehlte nicht, durch dieselbe den König zum Nachdenken zu bewegen. Er neigte sich vor ihm und der Königin, dankte für deren beiderseitiges Gehör und verließ das Zimmer.

Siebentes Capitel.

Der Tag war bereits angebrochen und einige Stunden darauf ließ der König seinen Minister Manudimantri, nebst den drei Gefährten Podawaditen's, zu sich rufen. Als sie alle vier versammelt waren, sagte der König, nachdem er ihnen nochmals das Vergehen Podawaditen's wiederholt hatte, daß, nach seiner Meinung derselbe verdiene den Tod zu erleiden. Sie sollten die Sache untersuchen, Podawaditen's Vertheidigung vernehmen und ihm hernach ihr Urtheil, das sie über ihn fällen würden, vortragen. Mit betrübtem Herzen entfernten sie sich. Manudimantri, obgleich weniger bekannt mit Podawaditen, als dessen drei andern Gefährten es waren, fühlte sich doch durch das untadelhafte Betragen desselben, durch seine strenge Tugend, durch seine unbegrenzte Liebe zu seinem König, die sich in allen seinen Handlungen kund gegeben hatte, fest zu ihm hingezogen. Nun sollten sie über einen Mann, den sie so innig liebten, ein Todesurtheil fällen. Das erfüllte Alle mit dem tiefsten Schmerz und als er vor ihnen erschien, das himmlische Gefühl der Unschuld in seinen Mienen,

da war ihnen vollends der Muth benommen, den Stab über ihn zu brechen. Sie schlossen ihn, einer nach den Andern in ihre Arme. Nein, riefen sie aus, nachdem sie ihn mit dem Zorn des Königs und dessen Gemahlin bekannt gemacht hatten, nein, Podawaditen, Du bist nicht fähig gewesen, unsern König so zu hintergehen! Laß uns aus Deinem Munde selbst vernehmen, daß Du nicht in verbrecherischer Lust die Königin berührt hast! Dir ist die Wahrheit heilig, Dein Mund ist keiner Lüge fähig, Du wirst uns nicht täuschen!

Darauf erwiderte Podawaditen: Nehmt meinen innigsten Dank Ihr Lieben! Ich bin der guten Meinung, die Ihr von mir hegt, nicht unwerth. Vernehmt die Beweise meiner Unschuld und dann urtheilt, ob ich Unrecht gethan. Hierauf machte er sie mit all dem von ihm Erlebten, mit allen überstandenen Gefahren bekannt. O, wie erschien ihnen nun ihr Podawaditen in seiner Unschuld so groß, so erhaben! Wie jauchzten sie, einen solchen Freund zu besitzen! Doch er bat sie, fürs Erste noch die Sache geheim zu halten, er selbst sei entschlossen, den König von seiner Unschuld zu überzeugen, damit derselbe im Stande sei, seine treuen Dienste würdigen zu können. Nachdem sie ihm das Versprechen gegeben, sich nichts merken zu lassen, trennten sie sich von einander.

Manudimantri, nachdem er nun fest von der Unschuld Podawaditens überzeugt war, ging zu seinem König. Allgütiger und gerechter König, begann er seine Rede, indem er sich tief zur Erde neigte, wir alle vier, ich sowohl wie auch Podawaditens drei Gefährten sind, nachdem wir mit ihm geredet, nicht im Stande, ein hartes Urtheil über ihn zu fällen, vielmehr verdient er in unsern Augen daß größte Lob. Erlaubt mir daher, mein theurer König, bevor Ihr ein Urtheil über ihn abgebt, Euch ein Gleichniß vortragen zu dürfen, welches die Warnung enthält, daß der Mensch, bevor er einen Andern verdammt, ja alles sehr sorgfältig prüfe, um sein Gewissen nicht mit der Sünde einer Blutschuld zu beladen, die er abzuwischen nie wieder im Stande ist. Wohlan, sagte der König, auch Du findest mich bereit, Dich anzuhören. Manuridimantri begann also:

Im Königreiche Tanjore in der Stadt Thiruwidamaruthur, beim heiligen Fluß Kawery, lebte einst ein sehr geistreicher, in allen Wissenschaften gelehrter, frommer Bramin, mit seiner Frau. Das Vermögen, welches sie besaßen, war freilich nur gering doch hätte der liebe Gott sie mit einem Kinde gesegnet, so wäre ihr Glück vollkommen gewesen. Da ihnen indeß ihr Wunsch nicht gewährt wurde, so wendeten sie ihre Liebe einem Papagay zu, den sie jung bekommen und groß gezogen hatten. Dieser Vogel ersetzte

ihnen gleichsam den Mangel eines Kindes. Der Bramin war unaufhörlich beschäftigt, sein liebes Thierchen recht geschickt zu machen, er unterrichtete den Vogel in allen Wissenschaften und der Papagay verstand es, sich mit einer solchen Geläufigkeit auszudrücken, daß er die höchste Bewunderung erregte. Das Braminenpaar lebte also ganz zufrieden, denn das liebe Thierchen gewährte ihnen viele Unterhaltung.

Eines Morgens hatte der Papagay seinen Käfig, seiner Gewohnheit nach, verlassen, und, um sich im Sonnenschein zu wärmen, auf das Dach seines Hauses gesetzt. Da kam ein Haufe von Kammeraden angeflogen. Er rief ihnen zu! Wohin so eilig? da erwiederte einer seines Gleichen; „Wir wollen nach einer Insel ziehen, die jenseits jener sieben See'n liegt. Dort steht ein Mangusbaum, dessen Frucht die Eigenschaft besitzt, einem alten Menschen, nach dem Genusse derselben, die Kraft und das Aussehen eines Jünglings zu verleihen, dieselbe wollen wir essen.

Kaum hatte unser Papagay die Rede seiner Kammeraden vernommen, so erwachte auch in ihm die Begierde, die Frucht zu essen, und seinen Wohlthätern, dem Bramin und dessen Frau, da Beide schon alt waren, auch davon mitzubringen. Er machte sich also mit ihnen auf den Weg. Nachdem

sie alle auf der Insel angelangt waren und den Baum gefunden hatten, erfaßte jeder eine Frucht derselben, und o weh! Es waren aber auf dem Baume gerade nur so viele Früchte vorhanden, daß jeder Papagay nur eine einzige bekommen konnte. Was sollte nun unser Papagay thun? Sollte er die Frucht essen? Ach, gar zu gern wäre er wieder in die Tage seiner Jugend zurückgekehrt! Doch er dachte seiner alten Wohlthäter und konnte es nicht übers Herz bringen, das Gute allein zu genießen. Nein, sagte er zu sich selbst, ich will ihnen die Frucht überlassen. Mögen sie des Glücks genießen wieder jung und kräftig zu werden — sie werden mich nachher nur desto lieber haben, wenn sie erfahren, daß sie, durch mich diese Wohlthat empfangen haben. Wie werden sie meiner dann in meinem Alter warten und pflegen!

Er that also wie er gedacht, nahm die Frucht und kehrte damit nach Hause zurück, worauf er seinen beiden Wohlthätern mittheilte, welche Wirkung der Genuß der Frucht bei ihnen hervorbringen würde. Beide waren höchst erfreut über die dankbare Liebe ihres guten Papagays. Jedoch versagten auch sie sich den Genuß der Frucht, indem sie übereinstimmend den Entschluß faßten, ihrem geliebten König ein Geschenk mit derselben zu machen. Sieh, sprach der Bramin zu seiner Frau, unser König ist so gut, ihm liegt nur das Wohl seines Volkes am Herzen, sein Wunsch ist nur der, dasselbe glücklich zu machen,

wir sind Beide schon alt, wir haben unser Gutes in dieser Welt genossen, möchte der König aber noch lange sein Volk regieren! Dem Wohl unserer Nebenmenschen wollen wir daher die Frucht zum Opfer bringen!

Es geschah wie sie beschlossen. Die Frucht wurde in die feinst-gearbeitete Schüssel, die sich in ihrer Haushaltung vorfand, gelegt, und der Bramin machte sich mit derselben auf den Weg. Er war so glücklich, dem König vorgestellt zu werden. Nachdem er den Herrscher auf das ehrerbietigste begrüßt hatte, machte er ihn mit der wunderthätigen Wirkung der Frucht bekannt, und bat ihn, dieselbe als ein Geschenk aus seiner Hand zu empfangen. Der König, gerührt von der Liebe des frommen Braminen, der sich selber ein Glück entzog, um nur ihn glücklich machen zu können, dankte auf das herzlichste, gab ihm ein ansehnliches Geschenk und machte ihm noch das Versprechen, sich ferner seiner anzunehmen, um ihm die letzten Jahre seines Lebens so angenehm als möglich zu machen. Der Bramin verabschiedete sich darauf von dem König, der ihm des Glückes gewürdigt hatte, die Frucht von ihm angenommen zu haben und froh begab er sich nach Hause zurück, seinem Gott herzlich dankend, ihn zum Werkzeug auserkohren zu haben, das Leben seines geliebten Königs zu verlängern.

Was aber that der edle Monarch? Auch er suchte lieber das Glück Anderer, als sein eignes zu begründen. Er sprach so zu sich selbst: Ich will die Frucht dem Schooß der Erde übergeben, vielleicht giebt der liebe Gott seinen Segen zu meinem Vorhaben, und läßt mich zu dem Besitz eines Baumes gelangen, der solche Früchte trägt. Wie beglückt würde ich mich fühlen, von dem Segen desselben meinem Volke mittheilen zu können und ihm so seine Liebe vergelten, die es für mich hegt. In meinem Reiche sind ja der alten Leute so viele, die ich gerne noch lange um mich sehen möchte! Er gebot also seinem Gärtner, die Frucht im Schloßgarten zu pflanzen und derselben die sorgfältigste Pflege und Wartung angedeihen zu lassen.

Es geschah wie der König befohlen hatte. Die Frucht wurde gepflanzt und der fromme König genoß die Freude, den Baum aufs schönste emporwachsen zu sehen. Alle Tage besuchte er denselbeu und o der Wonne, nach einigen Jahren trug der Baum die schönsten Früchte. Als dieselben zur Reife gelangt waren, ließ der König ein großes Fest bereiten und zu demselben seinen eigenen Priester einladen, der schon hoch bejahrt und seinem König sehr zugethan war. Ihm, sagte der König, will ich die erste Frucht reichen, wie wird es mich freuen, wenn ich den Greis in einer Jünglingsgestalt schön und kräftig vor mir

erblicke. Hernach erst will ich sie essen und andern davon mittheilen.

Im schön geschmückten Königssaale waren nun eines Tages alle Großen des Reichs bei ihrem König versammelt. Dem alten Priester wurde, als er erschien, ein Ehrenplatz angewiesen. Da gebot der König einem seiner Diener, ihm die zuerst abgepflückte Frucht des Baumes zu holen. Dieser kehrte zurück, dieselbe auf einer goldenen Schüssel dem König darreichend. Dieser nahm die Frucht, ging damit zu seinem Priester, begrüßte ihn der Landessitte gemäß, indem er sich dreimal vor ihm zur Erde niederbeugte, und überreichte ihm dieselbe mit den Worten: Nimm hin, mein theurer Lehrer, diese Frucht aus Deines Königs Hand, sie enthält das Köstlichste, was ich Dir anzubieten im Stande bin.

Der Priester aufs innigste gerührt von der Güte seines Königs, dankte demselben auf das herzlichste. Er nahm die Frucht und aß sie in Gegenwart aller Anwesenden. Doch was geschah? Wenige Augenblicke nach dem Genusse derselben, wurde er bleich und sank todt im Lehnstuhl zurück.

Entsetzen erfaßte die ganze Versammlung. Der höchste Jubel verwandelte sich in die tiefste Trauer. O, mein Gott, jammerte händeringend der König, wo werde ich Schuldbeladener jemals wieder Ruhe finden, da ich zum größten Verbrecher geworden bin,

den je die Erde getragen! Wer wird meine Seele der Verdammniß entreißen, in die ich dieselbe stürzte, indem ich durch das Geschenk meinen eignen Lehrer und Priester seines Lebens beraubte.*) Alle bemitleideten den armen König und gaben ihm den Rath, mehrere gelehrte Braminen zu sich kommen zu lassen, denn nur durch deren Gebete könne er hoffen Vergebung seiner Sünde zu erhalten.

*) Ein Vers in der Sanskrit-Sprache in der Braminischen Religionslehre lautet also:
Däwadinum, jegazarwaum, Mantiradienem, Däiwatam, Tann, Manträm, Bramanna, dinem, Bramana, mama Däiwata Dieses heißt deutsch übersetzt: Gottes Geist beherrscht Himmel, Erde und Hölle. Dieser Gott nähert sich uns durch das Sanskrit-Gebet, und dieses Gebet kommt aus dem Munde des Braminen, folglich haben wir dem Braminen Alles zu verdanken und verehren ihn deshalb als unsern nächsten Gott.

Gott hatte nach ihrer Religionslehre den Menschen, durch die Braminen, unter andern Geboten auch dasjenige gegeben, daß, wer entweder einen Priester, Lehrer, Vater, oder Schwiegereltern betrügt oder gar tödtet, dessen Seele sollte auf immer verdammt sein, dessen Sünde wäre eben so groß, als hätte er tausend Braminen und tausend Kühe am Ufer des Gangasflusses getödtet. Weil sie an Seelenwanderung glauben, so sind sie der Meinung, daß bei dem Tode einer Kuh, deren Seele in den Körper eines neugebornen Braminen übergeht, weshalb sie auch überhaupt kein Thier tödten. Vorzüglich heilig halten sie die Kuh, weshalb auch die zur Schiwa-Religion gehorenden Braminen bei ihrem Morgen- und Abendgebet sich ein Kreuz vor der Stirn, von der Asche des gebrannten Kuhmistes, geben. Auch in ihren Tempeln überreichen sie den darin Betenden etwas von dieser Asche. (Dahingegen die zur Wischnu-Religion gehörenden Braminen statt der Asche dem Volk in den Tempeln ein Blatt von einer dem Majoran ähnlichen Pflanze überreichen.) In ein später herauszugebendes Werk wird der Uebersetzer dieses näher erklären.

Nachdem sandte der König seine Diener mit dem Befehle fort, den Braminen, der ihm die erste Frucht geschenkt hatte, zu holen. Als er erschien, rief der König ihm zornig entgegen: Elender! wie konntest Du mich so schändlich hintergehen? Sieh her, Du hast mich zum Werkzeug des Mörders meines treuen Lehrers gemacht! Statt dessen, daß nach Deiner Aussage der Genuß der Frucht das Leben verlängern sollte, enthält sie im Gegentheil den augenblicklichsten Tod. Außer sich vor Schmerz flehete der Bramin um Mitleid, da er unwissend sich also verschuldet hatte. Der König ließ ihm zur Strafe ein Auge ausstechen, befahl ihn darauf sich zu entfernen und nie wieder vor ihm zu erscheinen.

Mit Wehklagen über den Verlust seines Auges wie über seine Entehrung, kehrte der Bramin nach Hause zurück, aufs höchste empört über seinen Papagay, den er früher so unendlich geliebt hatte und der nun die Ursache seiner Entehrung geworden war. Er traf ihn bei seiner Rückkehr harmlos in seinem Käfig sitzend an. Verabscheuungswürdiges Geschöpf, rief der Bramin demselben bei seinem Eintritt entgegen, Dir allein habe ich all die erlittene Schmach zuzuschreiben, durch Dich hat nicht nur der edle Priester sein Leben verloren, nein, auch mich hast Du meines Auges und meiner Ehre beraubt, und unmöglich kann ich länger Deinen Anblick ertragen!

Bei diesen Worten zog er ein Messer hervor, mit welchem er den Papagay tödten wollte. Halt ein, mein theurer Wohlthäter, flehete dieser, gern will ich den Tod von Deiner Hand erleiden, weil ich ihn nach Deiner Meinung verdient habe, nur eine Bitte versprich mir zu gewähren: Gönne mir ein Ruheplätzchen nach meinem Tode in der Mitte Deines Gartens und gieße auf mein Grab ein wenig Milch. Diesen Liebesdienst wirst Du mir nicht versagen! Dann werden meine Klagen zu meinem Schöpfer dringen und er wird mir kund thun, warum er mich zum Werkzeug erkor Ursache all dieses Unglücks geworden zu sein. Die letzte Bitte werde ich Dir gewähren, sagte der Bramin und wenige Augenblicke nachher hauchte der Papagay seinen letzten Athemzug aus. Er wurde in dem Hofraum des Hauses eingescharrt und sein Grab mit Milch übergossen. Der Bramin machte hierauf eine Reise mit seiner Frau nach dem Gangasflusse, um seine Sünde zu tilgen und nach ihrer Rückkehr flossen ihnen ihre Tage still und traurig dahin.

Der König, um seine Sünde etwas zu sühnen, hatte auf den obengenannten Rath seiner Umgebung mehrere gelehrte Braminen zu sich kommen lassen, um sich von ihnen Räth zu erholen, auf welche Weise er im Stande sei, Vergebung seiner Schuld zu erhalten. Die Buße, die sie dem König auflegten,

befolgte dieser auch getreu. Er ertheilte an tausend arme braminische Familien Güter und Almosen, ließ sich von den Braminen Wasser aus dem Gangasflusse holen, um sich darin zu baden und wurde nun durch die Wirkung ihrer Gebete beruhigt.*) Den Mangusbaum ließ der König zwar in seinem Schloßgarten nicht ausrotten, doch befahl er, rund um denselben eine hohe Mauer aufrichten zu lassen, um alle Gefahren zu beseitigen, damit Niemand von den Früchten des Baumes essen könne.

*) Auf diese Weise suchen sich die Braminen Reichthümer zu erwerben.

Ein anderer Vers der heiligen Braminischen Schrift lautet also:

Wenn ein Bramin oder eine Kuh in Lebensgefahr ist, und Jemand, wer es auch sei, sein eigenes Leben opfern will, um sie zu retten, der wird hundertmal als reicher Bramin wiedergeboren und nachdem als Engel im Himmel aufgenommen.

Achtes Capitel.

Zwei Jahre später begab es sich in eben dieser Stadt, daß eine alte Wäscherin sich mit ihrer Schwiegertochter, in deren Hause sie lebte, aufs heftigste erzürnte. Sie verließ am andern Morgen früh heimlich das Haus ihrer Schwiegertochter, in der Absicht, ihrem Leben ein Ende zu machen. Ihr Weg führte sie in die Nähe des seit jener Zeit von Jedermann verachteten giftigen Mangusbaumes, welcher jetzt gerade wieder mit seinen köstlich anzusehenden Früchten prangte. Vielleicht, dachte sie, läßt mich der Zufall eine außerhalb der Mauer niedergefallene Frucht finden, durch deren Genuß ich in wenigen Augenblicken eine Beute des Todes sein werde. Doch war ihr der Zufall nicht günstig und wehmüthig blickte sie zu dem Baume empor. Da gewahrte ihr Auge auf demselben einen Papagay. Flehend streckte sie ihre Hand empor. O möchtest Du Dich meiner erbarmen bat sie, und mir, da ich zu sterben wünsche, von Deiner Höhe eine Frucht zuwerfen, die mich von meinen Leiden befreien wird.

Der Papagay aber erwiderte: Mit nichten wird der Genuß der Frucht Dir den Tod geben, sondern

im Gegentheil wird sie Dein Leben verlängern und die volle Kraft Deiner Jugend Dir zurückbringen.

O nein, sagte die Lebensmüde, der vor zwei Jahren plötzlich erfolgte Tod des Priesters des Königs ist uns allen bekannt und die Frucht enthält des Giftes so reichlich, daß die Wirkung ihres Genusses in wenigen Augenblicken erfolgt.

Meine Worte sind wahr, entgegnete der Papagay, jene Frucht aber, die der Priester des Königs genoß, enthielt reichlich des Giftes. Denn wisse, Tages vorher, als der König die Frucht holen ließ, befand sich auf dem Baume eine junge Brillenschlange. Diese hatte ihren Kopf auf jene Frucht gelegt, und ließ sich in den Strahlen der Morgensonne die Giftbeutel anschwellen.*) Von diesem Gifte nun, welches, wie Du weißt, das tödtlichste unter allen Giften ist, ließ sie etwas in die Frucht tröpfeln, und der Diener brachte unwissend und unglücklicher Weise die von der Schlange vergiftete Frucht. Natürlich wurde der Tod des Priesters dadurch befördert, denn nur das Gift, nicht aber die Frucht tödtete den Priester. Mein Schöpfer, der mich nach meinem Tode von

*) Eine jede junge Brillenschlange hat nach der Geburt noch kein Gift bei sich, sie sammelt sich dieses erst, indem sie mit emporgestrecktem Kopfe, im heißen Morgensonnenscheine spielt.

des Braminen Hand wieder ins Leben rief, und mich zum zweiten Mal als Papagay erscheinen ließ, that mir dies alles kund. Und damit Du erkennst, daß ich Dich nicht hintergangen habe, so nimm hin, und iß! Bei diesen Worten warf er ihr eine Frucht zu.

Begierig ergriff sie dieselbe und aß davon. Da, o des Zaubers! die vom Alter gekrümmte Frau, wurde plötzlich zum jungen, blühenden Weibe. Aufs höchste über ihre Verwandlung erstaunt, ließ sie sich neben der Mauer nieder. Die Schwiegertochter aber nachdem sie erwacht war, rief vergebenst ihre Mutter und die bösen Folgen ihres Zorns ahnend, machte sie sich traurig auf, die alte Frau aufzusuchen. Auch sie schlug den Weg nach jenem Baume ein, und sah dort neben der Mauer eine junge Frau sitzen. Sie wendete sich an dieselbe mit der Frage, ob sie nicht eine alte Frau gesehen habe, und beschrieb ihr dieselbe ganz genau. Diese, ihre Schwiegertochter erkennend, erwiderte: Erblicke in mir jene alte Frau, die Du aufzusuchen ausgegangen bist. Ich bin Deine Mutter. Hier nannte sie ihren Namen und erzählte, daß sie in der Absicht, sich das Leben zu nehmen zu dem Baume gegangen wäre, um zu sehen, ob vielleicht eine abgefallene Frucht außerhalb der Mauer läge; daß sie, nachdem sie keine gefunden, zu dem Baume emporgeschaut, dort oben einen Papagay gesehen und

denselben gebeten hätte eine Frucht abzupflücken und ihr zuzuwerfen; was sie darauf mit ihm geredet und welche Mittheilung ihr derselbe gemacht, daß sie darauf die Frucht gegessen hätte, und daß alsdann die Verwandlung mit ihr vorgegangen sei. Die Tochter, aufs freudigste erschreckt, und allen Groll vergessend, führte ihre Mutter mit vollem Jubel in ihr Haus zurück.

Die Kunde von diesem Vorfall verbreitete sich schnell vom Mund zu Munde, bis sie auch zu den Ohren des Königs drang. Dieser, aufs höchste verwundert, ließ die Frau zu sich rufen, und buchstäblich mußte sie Alles dem König mittheilen, was sie von dem Papagay gehört hatte.

In einer Rathsversammlung, die darauf bei dem König gehalteu wurde, beschloß man einstimmig die Sache zu prüfen und wählte zu diesem Vorhaben einen alten Missethäter, der zum Tode verdammt war. Derselbe wurde hergeführt, und in Gegenwart des Königs und aller Minister mußte er eine von dem Baume abgepflückte Frucht essen. Wenige Augenblicke nachdem Genuße derselben, erblickte man an des Alten Stelle, einen jungen kräftigen Mann. Der König auf das höchste erfreut, schickte nun eilig zu dem Braminen, und im Triumphzug wurde derselbe auf des Königs eigenem Elephanten sitzend in den Palast gebracht.

Bei seiner Ankunft streckte der König ihm die Hand entgegen, bat ihn zu wiederholten Malen um Verzeihung, und versicherte ihn, wie schmerzlich er es bereue, ihm das erlittene Unrecht zugefügt zu haben. Er sei jetzt nicht nur durch die Rede der wieder jung und kräftig gewordenen alten Frau, sondern auch durch den eignen Versuch mit dem Verbrecher fest überzeugt, daß seine, des Braminen, redliche Absicht keine andere gewesen sei, als ihn durch das Geschenk der Frucht glücklich zu machen. Hierauf schenkte er dem Braminen nicht nur mehrere Güter, sondern noch eine ansehnliche Summe Geldes.

Doch der Reichthum mit dem der König den Braminen überschüttete, vermochte nicht den Frieden seiner Seele wieder zu bringen, der aus seinem Herzen entflohen war, nachdem er die Unschuld seines, ihm mit fast mehr, als kindlicher Liebe zugethanen Papagays erkannt hatte. Täglich weinte er Thränen der Wehmuth an dessen Grabe. Auch seine Frau theilte seinen Schmerz und Beide beschlossen ihr Leben einsam und büßend zuzubringen. Er kehrte also nach einigen Wochen wieder zu seinem König zurück, legte die Summe Geldes zu dessen Füßen, mit der Bitte, von Diesem und von dem Erlös der verkauften Güter, eine Stadt zu erbauen, zum Andenken an den Tod des unschuldigen, von ihm getödteten Papagays. Der König willfahrtete

seiner Bitte. Es wurde nordöstlich in seinem Reiche eine Stadt erbaut die den Namen Klyjour*) führt.

Nachdenkend hatte der König der Erzählung Manunidimantris angehört. Die Heftigkeit seines Zorns schien sich gemildert zu haben. Sowohl Deine Erzählung Manunidimantri, wie auch diejenigen der drei Gefährten Podawaditen's haben mein Herz auf eine seltsame Weise bewegt, sagte er, fühlt Podawaditen sich stark genug vor mir zu erscheinen und sein Vergehen einzugestehen, so führt ihn hierher, ich will ihn selbst hören. Aufs höchste erfreut über diese Worte beugte sich Manunidimantri nach morgenländischer Sitte tief vor seinem König und eilte darauf zurück zu seinen Freunden. Sie nahmen ihren Podawaditen in ihre Mitte und brachten ihn zum König.

Tief ergriffen sank er aufs Knie; wie vermagst Du Dich zu rechtfertigen? begann der König heftig. Sprich! was war Dein Vorhaben, als Du in nächtlicher Stille Dich dem Bette der Königin nahetest? Gütigster König, erwiderte Podawaditen, nicht in sträflicher Absicht erschien ich dort. Die liebevolle Aufnahme, die uns hier von Seiten unsers theuren

*) Klyjour, auf deutsch: Papagayenort genannt, gegenwärtig ein gräfliches Gut, das ungefähr 8 deutsche Meilen nördlich von Tranquebar nahe beim Colerdafluß liegt.

Herrschers zu Theil wurde, bewog mich sowohl, wie auch meine Gefährten zur innigsten Dankbarkeit. Tag und Nacht waren wir auf das Wohl und die Sicherheit unseres geliebten Monarchen bedacht. Durch das gütige Zutrauen Eurer königlichen Majestät stand uns jeder Zutritt offen, und die göttliche Vorsicht wollte, daß ich gerade zu der bekannten Stunde im königlichen Schlafgemach mich befinden mußte. Wäre es anders gewesen, so hätte, statt des freudigen Gefühls, daß mich in diesem Augenblick belebt, ein tiefer Schmerz mein Innerstes gequält. Erlaubt mir aber, mein Köuig, daß ich, bevor ich weiter rede, in wenigen Worten schildere, wie leicht der Mensch durch einen falschen Verdacht verleitet werden kann, einem Andern Unrecht und Wehe zu thun; der durch eine vollführte gute That, dennoch einen falschen Schein auf sich geladen hat, und statt des Dankes, den er zu erwarten sich berechtigt fühlt, tief im Innern verletzt wird, durch das Mißtrauen womit man ihn behandelt. So rede denn, erwiderte der König und vermagst Du Deine That zu rechtfertigen, so sei meiner Vergebung gewiß. Jetzt begann Podawaditen folgendermaßen.

Neuntes Capitel.

Ein Bramin war auf einer Wanderung zu seinen Verwandten begriffen, als er unterwegs in einsamer Gegend an einen Fluß kam. Es war um die zwölfte Stunde Mittags, also um die Zeit der Andachtsübungen. Er badete sich, verrichtete seine Ceremonien, und setzte sich nun um sein Mittagsmahl zu halten, im Schatten eines wilden Feigenbaumes nieder, der am Ufer des Flußes stand.

Nachdem er gesättigt war, wollte er den übrigen Theil seines Vorraths wieder in seinen Reisesack packen, als sich ihm ein anderer alter Bramin näherte, in dessen Angesichte sich die Spuren eines tiefen Kummers wahrnehmen ließen. Hast Du, so hub dieser an, einiges Mitleiden mit mir, so theile mir etwas von Deinem Vorrathe mit, denn mich hungert sehr. Verstoßen von meinem eignen Sohn, bin ich genöthigt, mein Brot anderswo zu suchen; seit mehreren Tagen irre ich schon umher, und habe nichts gegessen.

Der Angeredete wurde gerührt durch die Bitten dieses Armen, öffnete seinen Vorrath, und sagte:

Obgleich mein Weg, den ich zu machen habe, noch weit ist, so will ich doch dasjenige, was ich noch besitze, mit Dir theilen und mit diesen Worten reichte er ihm die Hälfte seiner Speisen, die er bei sich führte, dar. Auf das herzlichste dankend nahm der arme Alte es aus seiner Hand, und legte es, um sich zu baden und ebenfalls seine Gebete zu verrichten, auf ein großes Blatt unter dem Feigenbaum.

Nachdem er sich gebadet und seine Gebete verrichtet hatte, überließ er sich dem Genusse der ihm mitgetheilten Speise. Kaum aber hatte er seinen Hunger gestillt, als er todt zurücksank. Erschreckt über diesen Vorfall sprang der mitleidige Bramin, der noch gegenwärtig war, auf und beklagte den plötzlichen Tod des Armen. Er allein war nicht im Stande, mit dem Entseelten etwas zu beginnen, und doch wollte er den Körper des Unglücklichen nicht gern zum Raub wilder Thiere überlassen. Er wünschte, daß derselbe der Landessitte gemäß verbrannt werden möchte. Deshalb eilte er in das nächste Dorf, versammelte dort mehrere Braminen und erzählte ihnen den Vorfall. Der Unglückliche war, seiner Meinung nach, zu sehr ausgehungert gewesen, und hatte zu hastig von der ihm mitgetheilten Speise genossen. Er bat daher die Braminen ihn zu begleiten, um mit ihm gemeinschaftlich das Verbrennen der Leiche zu bewerkstelligen. Jene ließen sich erbitten

und gingen mit ihm. Als sie aber die Leiche genau betrachteten, fanden sie den Körper nicht so abgemagert und ausgehungert, als er nach der ihnen gewordenen Mittheilung hätte sein müssen, sie kamen daher auf den Gedanken, daß jener ihn vielleicht gar getödtet haben könne, um sich seiner Habe zu bemächtigen, und nun, um unentdeckt zu bleiben, die Leiche gern beseitigen wollte. Sie ergriffen also den Unschuldigen, banden ihn, und nahmen ihn mit sich in ihr Dorf, um ihn vor das Landgericht zu stellen, und die Sache erst genau untersuchen zu lassen. Da es aber Abend war, und sie ihr Vorhaben nicht gleich ausführen konnten, so sperrten sie ihn, da sie kein Gefängniß hatten, in einen unbenutzten Raum, der sich in dem Tempel der Schutzgöttin des Dorfes befand. Dort hatte der Arme bereits drei Tage seiner Erlösung geharrt, unaufhörlich die Schutzgöttin um ihren Beistand angefleht, als er am Abend des dritten Tages eine Stimme vernahm, die ihm Folgendes verkündete: Morgen um diese Stunde sollst Du von Deinen unverdienten Leiden befreit werden. Harre also muthig aus! Aufs Neue wieder aufgerichtet durch diese Tröstung, erwartete er mit Sehnsucht die bezeichnete Stunde. Sie erschien. Die Schutzgöttin zu der er gefleht hatte, gab ihren Zorn auf eine erschreckende Weise kund. Sie befahl ihren dienstbaren Geistern, ein Feuer anzuzünden, welches fast das ganze Dorf in Asche legte. Alle Anstrengungen,

dasselbe zu löschen, waren vergebens. Das Feuer griff mit unbeschreiblicher Schnelligkeit um sich, und Alles eilte in den Tempel und flehete zur Schutzgöttin um Rettung und Erbarmen. Diese aber wollte die Flehenden ihr begangenes Unrecht fühlen lassen. Sie begeisterte daher ein zwölfjähriges Mädchen, das sich unter der bittenden Menge, befand und ließ dieses sich mit fester prophetischer Stimme, an die um Rettung flehende Versammlung wenden.

Hört auf mich! rief sie, ich rede zu Euch, im Namen der Göttin, deren Beistand anzurufen Ihr hier versammelt seid. Die Bitten des Unschuldigen die Eurem Ohre verhallt zu sein scheinen, sind bis zu mir gedrungen. Meine Strafe ließ ich Euch fühlen um Euch zu bessern, und damit der Unglückliche nicht als ein Opfer Eures Leichtsinns falle. Der von Euch vor drei Tagen gefangene Bramin, der von seinem geringen Vorrath dem Hungrigen mittheilte, konnte mir nicht mißfallen; ich vermochte bis in sein Inneres zu schauen, denn mit treuer Liebe gab er die Hälfte seiner Speise dem Verlassenen. Auch fand dieser nicht seinen Tod durch den unmäßigen Genuß der Speise, sondern durch eine Schlange wurde derselbe bewirkt. Hoch oben in dem Feigenbaum, unter welchen der Hungrige seine Speise auf ein Blatt gelegt, saß ein

Gerudapatschi*), in seinen Krallen eine gefangene Schlange haltend, die er verzehrte. Diese ließ ihr Gift fließen, welches auf die unter dem Baume liegende Speise tröpfelte, und so den Tod des Armen herbeiführte.

Nachdem das junge Mädchen also geredet, sank sie erschöpft zurück, erholte sich aber bald und war wieder in ihren früheren Zustand zurück versetzt. Der Geist der Göttin hatte sie verlassen. Eilig begaben sich nun jene Braminen zu dem Kerker des Gefangenen, lösten seine Fesseln, gaben ihm Speise und Trank und fleheten tausendmal um Vergebung ihrer Schuld, wozu derselbe sich auch gern bereitwillig zeigte. Mehrere Geschenke reichte man ihm um ihn für das erlittene Unrecht zu entschädigen. Auch wurde er gebeten nicht ohne seinen Segen das Dorf zu verlassen. Er willfahrtete ihrer Bitte, ging in den Tempel, und bat um Nachsicht und Erbarmen für diejenigen, die ihn so sehr beleidigt hatten. Die Schutzgöttin gewährte Erhörung, augen-

*) Gerudapatschi d. h. Braminvogel. In ihrer biblischen Erzählung hatte dieser Vogel ihren Gott Wishnu getragen und sie verehren ihn noch heutigen Tages. Haben auch den Glauben, wenn sie auf einer Wanderung diesen Vogel sehen, daß Gott sie begleite. Auch ist dieser Vogel der größte Feind der Schlangen und vertilgt sie, wo er ihrer findet.

blicklich gebot sie den Flammen Einhalt, und mit frohem, beglücktem Herzen verließ der Bramin am folgenden Tage das Dorf.

Ich bin am Ende meiner Erzählung, fuhr Podawaditen, zum König gewendet fort, doch nun erlaubt mir noch, Euch mit demjenigen bekannt zu machen, was zu meiner Rechtfertigung dienen kann. Unsere Dankbarkeit für die liebevolle Aufnahme, die mein gütiger König mir sowohl, wie auch meinen drei Gefährten zu Theil werden ließ, glaubten wir auf keine würdigere Weise erkennen geben zu können, als daß wir uns einander gelobten stets für das Glück, das Wohl und die Sicherheit unsers theuren Monarchen die größte Sorge tragen zu wollen. Um unsern Zweck zu erreichen, mußten wir suchen, jede Klage, die das Volk gegen unsern Beherrscher erheben könnte, kennen zu lernen, jedes Unrecht zu wehren und zu beseitigen. Selbst in der Nacht durchspäheten wir zu diesem Zwecke die ganze Stadt, damit kein Unglücklicher, kein Verlassener ohne Schutz und Beistand in unserer Mitte sich befände. Alle drei Stunden löseten wir uns einander ab. Der Himmel verlieh uns dazu auch seinen Segen, denn als ich am vorgestrigen Abende meine Wanderung begann und mich auf dem äußersten Wall befand, vernahm mein Ohr schmerzliche Wehlaute eines weiblichen Wesens, die von der Gegend des Tempels unserer Schutzgöttin zu mir herüber

drangen. Ich eilte dahin, trat in die geheiligte Wohnung der Göttin und auf mein Anerbieten, der Klagenden helfen zu wollen, wenn es in meiner Macht stände, erschien die Schutzgöttin selbst im himmlischen Glanze. Ihr war bekannt, daß kein sträfliches Vorhaben mich zu ihr gelockt, weshalb sie mich auch ihrer Erscheinung würdigte, und mir mittheilte, wie sie selbst es gewesen, die so schmerzlich geweint, indem drei Todesgefahren am folgenden Tage, über dem Haupte unsers Königs schweben würden. Belehrt von ihr über die näheren Umstände derselben und stark genug gemacht, durch ihren Segen um den ich sie anflehete, ist es mir gelungen, diese Gefahren, die Euch mein geliebter König bedroheten, glücklich abgewandt zu haben. Denn wisset, hättet Ihr die erste Handvoll Reis, um die ich Euch gestern Abend gebeten, selbst genossen, so würdet Ihr den heutigen Tag nimmer erblickt haben. Denn daß der Reis, der zuerst eingeerndtet wurde, und den das Volk Euch am gestrigen Tage, als ein Zeichen seiner Dankbarkeit, überbrachte, Gift enthielt, welches zwei mit einander kämpfende Schlangen, auf dem Felde in die Aehren getröpfelt hatten, war nur mir allein bekannt. Die Schutzgöttin hatte es mir mitgetheilt, weshalb ich auch nicht im Stande war, an dem Jubel des unschuldigen, und unwissenden Volkes Theil zu nehmen. Wäre dieser Brief, den Euch ein benachbarter König überbringen ließ, in Eure eignen Hände

gekommen, so hätten die Pfeile, die der listige König Euch sendete, Euer Herz gewiß durchbohrt, und Ihr wäret als ein Opfer seiner Bosheit gefallen. Bei diesen Worten überreichte Podawaditen dem König den, dem Geschenke beigefügten Brief. Hätte ich mich nicht zu jener verhängnißvollen Stunde in Eurem Schlafgemach befunden, so würde eine Schlange die sich an Eurem Bette von der Decke herunter ließ, Euch durch ihr Gift Eures Lebens beraubt haben. Doch in dem Augenblick, als ich mit meinem Schwerdte die Schlange in Stücken zerhieb, wollte das Geschick, daß ein Tropfen ihres, mit Gift vermischten Blutes auf die entblößte Brust der Königin fiel. Mein Werk mußte ganz vollendet sein, denn hätte ich das Blut nicht gleich vertilgt, so wäre es für die Königin, wie für ihren Säugling Gefahr bringend gewesen. Ich wagte also mein eignes Leben, ich schabte mit dem Nägel meines Fingers das Blut ab, trennte darauf den Finger, mit dem ich die Brust unserer Landesmutter und meiner Monarchin berührt hatte von meiner Hand, um rein von jedem bösen Schein vor meinen König treten zu können, wickelte dann schnell den todten Körper der Schlange, wie auch meinen abgeschnittenen Finger zu dem vergifteten Reis, der mir, auf meine Bitte, von Euch gegeben worden war, in mein Schnupftuch und hielt alles bis diesen Augenblick, auf dem Schaukelbett Eurer königlichen Mäjestät

verborgen. Hierauf breitete er das mitgebrachte Tuch, das den vergifteten Reis, die Schlange und seinen Finger enthielt vor dem König auseinander. Darauf führte Podawaditen wie auch die anderen gegenwärtigen Hofbeamten ihren König, in den mit Wache besetzten Saal, wo noch die Leichname, der von den Pfeilen getödteten Männern und in deren Mitte der Schlauch sich befanden.

Voller Erstaunen und tief ergriffen, von den Gefahren, die ihn gedroht, und denen er nur durch die treue Liebe Podawaditens entgangen war, konnte der König Anfangs kein Wort reden. Nachdem er sich etwas gesammelt hatte, bat er sie Alle ihn in seinen so eben verlassenen Saal zurück zu begleiten. Bevor ich der Schutzgöttin mein Dankopfer bringe, sagte er, will auch ich Euch erst ein Gleichniß erzählen, welches Euch zeigen soll, wie ein dankbares Herz empfangene Wohlthaten zu würdigen vermag, und wie geprüfte Treue, wenn sie bewährt erfunden, immer ihren Lohn erhält. Alle geleiteten den bewegten König in den verlassenen Saal zurück und derselbe begann also:

Zehntes Capitel.

In einem Dorfe, nahe der Stadt Arunagiri,*) lebte einst ein armer, alter Bramin. Er hatte Frau und sechs Kinder. In seinen jüngeren Jahren, konnte er in die fern gelegene Stadt gehen, um dort von mitleidigen Herzen Almosen zu erbitten, von denen er sich und seine Familie ernährte, aber jetzt, da er schon zu schwach geworden, mußte er sich mit den Früchten der Bambusbüsche begnügen, die er täglich sammelte.

Eines Tages, als er seinen täglichen Beschäftigungen, Früchte zu suchen, nachgegangen war, kam er in die Nähe eines dicken, hohen Bambusbusches, an dem sich eine Menge trockene Röhren**) befanden. Von den brennenden Strahlen der Sonne waren

*) Arunagiri heißt auf deutsch Gotteshügel.

**) Die Röhre der Bambusbüsche erreichen mitunter eine Höhe von 80 bis 100 Fuß und sind fast zweimal so dick wie der Deichsel eines Wagens. Ein großer Bambusbusch hat einige Hundert solcher Röhre und ist im Durchmesser 50 bis 60 Fuß breit. Die Frucht hat Aehnlichkeit mit einer kleinen Weizenähre und enthält mehlartige Körner, kann wie Reis zubereitet werden, ist aber weniger nahrsam und schmackhaft

diese erhitzt, sie rieben sich, vom Winde bewegt, an einander, entzündeten sich und hell begann die Flamme emporzulodern. Eine alte Brillenschlange, die schon mehrere Jahre ihren Aufenthalt in diesem Busche gehabt hatte, kroch von der Hitze des Feuers und vom Rauche getrieben bis in die höchste Spitze des Busches. Schon war sie in Gefahr, ein Opfer des Todes zu werden, als der alte Bramin ihrer gewahrte. Arme Schlange, sagte er vom Mitleide bewegt, auf eine so schreckliche Weise kann ich Dich unmöglich umkommen sehen. Ich will versuchen Dich zu retten. Bei diesen Worten ergriff er ein langes Rohr und berührte sie mit demselben. Die Schlange in dem Wahne, der Bramin wolle sie noch in dieser höchsten Todesgefahr, in der sie ohnehin schon schwebte, mit dem Rohr schlagen, wollte ausweichen, doch wohin? Schon wurde sie fast von den Flammen erreicht, sie wickelte sich daher schnell um das Rohr, langsam beugte sich dasselbe mit seiner Last zur Erde und sie war gerettet.

Voll Zorn erhob sie sich darauf zu dem Braminen und sprach: Lebte nicht mehr Gefühl bei dem Anblick meiner Leiden und meiner Todesangst in Deinem Herzen, daß Du, um meine Schmerzen zu vergrößern, Dich bemühtest mich schlagen zu wollen!? Das Werkzeug in Deiner Hand, welches nach Deiner Absicht meine Qual noch vermehren sollte, diente

gerade zu meiner Rettung. Doch damit Deine Hand fernerhin nicht im Stande sei, andern Böses zuzufügen, so falle Du selbst als ein Opfer Deiner Bosheit.

Auf das Tiefste bewegt, stand der Bramin regungslos, einer Bildsäule gleich, mit gefalteten Händen vor ihr. Ihm, der so rein von aller Schuld, der sich keiner bösen Absicht bewußt war, ihm mußte es doppelt schmerzen, sich so verkannt zu sehen. Doch auch die Schlange bemerkte seine Wehmuth und fragte: Woher kommt diese Trauer so plötzlich in Deiner Seele? Ist es das Vorgefühl Deiner eignen Leiden, die Dir die Thränen auspressen, die Deinen Augen entströmen? Demüthig beugte der Bramin sich nieder und nach Fassung strebend erwiderte er:

Nicht meine bevorstehenden Leiden sind es, die mein Herz zu zerreißen drohen, sondern der Gedanke an mein Weib und an meine sechs Kinder entlockt mir diese Thränen. Schon warten sie meiner Rückkehr, um von den Früchten, die ich heute gesammelt, ihren Hunger zu stillen; wer wird sich ihrer nach meinem Tode erbarmen!? Als ich noch jung und kräftig war, um in die fern gelegene Stadt gehen zu könnne, da war ich im Stande reichere Almosen von gefühlvollen Herzen zu erbitten, und sie litten keinen Mangel, doch jetzt, da ich alt und kraftlos bin, begnügen sie sich mit dem wenigen Bambusreis,

womit ich jeden Abend heimkehre. Sollte ihnen auch dieses noch mangeln, so werden sie dem Hungertode preisgegeben sein. Sieh das ist es, was mich jetzt so tief bekümmert macht.

Wohlan, erwiderte die Schlange, dieser Sorge will ich Dich entreißen und damit Deine Frau, ihre Kinder und Kindeskinder keine Noth leiden, so nimm diesen Stein, geh zu den Deinigen und mache sie bekannt mit seinem Werthe. Dann kehre zurück, Dein Wort zu lösen, daß es nicht der Gedanke an Deinen eignen Tod war, der Dich bekümmert machte. Doch kömmst Du nicht, dann wehe Dir! Bei diesen Worten ließ sie einen Stein aus ihrem Munde fallen.*) Der Bramin mit freudestrahlendem Ge-

*) Dieser Stein heißt Nagaretnum und ist von unschätzbarem Werthe. Man glaubt in Ostindien, daß die Schlangen ein Alter von einigen hundert Jahren erreichen und daß eine so alt gewordene Schlange Edelsteine von unschätzbarem Werthe in ihrem Kopfe habe. Auch sagt man, sie könne alsdann sehr weit springen und heißt sie deshalb fliegende Schlange. Dies kömmt daher, je älter eine Schlange ist, desto kürzer ist sie, denn ihr Schwanz stumpft mit Zunahme des Alters immer mehr ab. Der obengenannte Edelstein findet sich jedoch sehr selten und soll die Altar-Göttin Minatschi in der Stadt Madura einen solchen Stein auf der Stirn tragen. Der Tempel dieser Göttin läßt sich, wenn man rasch geht, ungefähr in einer kleinen halben Stunde umgehen. Alle Tempel enthalten mehrere Abtheilungen. In der ersten Abtheilung dicht beim Altar, wo auch die Göttin steht, halten sich die dienstthuenden Braminen-Priester auf, in der zweiten alle übri-

sichte hob denselben auf, dankte auf das innigste und schwur: Kehre ich nicht am heutigen Abend noch zurück, dann sei meine Schuld größer, als hätte ich hundert Braminen und tausend Kühe am Gangasufer getödtet! Mit diesen Worten eilte er von dannen.

Als er nach Hause kam jubelten die Seinen, dem geliebten Vater entgegen. Ach, sie ahneten nicht, daß sie ihn nur noch so kurze Zeit sehen sollten. Mit Thränen im Auge machte er sie mit dem reichen Schatze, den er erhalten hatte, bekannt. Darauf eilte er, auf immer Abschied von ihnen zu nehmen, denn je länger er damit zögerte, desto schwerer wurde es ihm, sich von den Geliebten zu trennen. Zitternd umschlossen sie den Vater mit ihren Armen, und nur mit aller Gewalt mußte er sich von ihnen losreißen. Sein geleistetes Verspre-

---

gen Braminen, in der dritten der König und die Kriegskaste, in der vierten die Kaufleute und die Vornehmsten der Schudrakaste, in der fünften und sechsten endlich das übrige Schudravolk. Hier findet denn auch Musik, Bajaderentanz u. s. w. statt. Während des Abend-Gottesdienstes brennen über 10,000 kleine hängende kupferne Lampen im Tempel, bei Festtagen wird die Anzahl noch bedeutend vermehrt. Ist die religiöse, mitternächtliche Feierlichkeit beendigt, so werden die Lampen ausgelöscht, nur einige silberne Armleuchterlampen läßt man dicht beim Altar brennen, deren Schein auf den Stein fällt, den die Göttin vor der Stirn trägt, der alsdann ein solches Licht ausströmt, daß dasselbe bis an das äußerste Thor dringt. Statt des Oels brennen sie Butter.

chen war ihm zu heilig, er mußte es halten, und um alle Schätze der Erde hätte er sein Gewissen nicht mit einem Meineide befleckt.

Er eilte hin zu dem Orte, wo er die Schlange verlassen hatte. Sie wartete seiner daselbst. Als er sie nun erblickte, begrüßte er sie mit folgenden Worten: Jetzt bin ich bereit zu sterben, nachdem ich die Meinigen noch einmal gesehen habe, und für ihre Zukunft gesichert bin. Nimm mich hin zum Eigenthum, ich übergebe mich jetzt Deinem Willen.

Da die Schlange den Bramin also reden hörte, erlosch der Gluth-Blick ihres Auges und Sanftmuth und Milde strahlte aus demselben ihm entgegen. Nun erkenne ich, begann sie, daß Dein Herz nicht schlecht ist, auch daß es nicht Deine Absicht gewesen, meine Schmerzen vergrößern zu wollen, sondern daß Du das Rohr nur zu meiner Rettung emporgehoben hast. Dein ist also der Sieg. Ich habe Dich geprüft und Deine Treue bewährt erfunden. Nimm denn Dein Leben zum Lohne hin und diesen zweiten Stein empfange, als Geschenk für Dein gelöstes Versprechen und für die treue Liebe zu den Deinigen.

So endigte der König seine Erzählung, und wandte sich darauf mit folgenden Worten an Podawaditen. Wie vermag ich aber Dir, mein Freund, Deine Liebe und Treue zu lohnen? zu arm bin ich um sie Dir je ganz vergelten zu können. Dir, Deinen Kindern, Kindeskindern und deren Nachkommen

vermache ich aber zwei Fürstenthümer, die ich im benachbarten Königreiche für Dich ankaufen werde. Sie sollen den Namen Arijalur*) und Odajarpaleium führen. Nimm sie hin, als einen Beweis der Dankbarkeit Deines Dir mit beständiger Liebe zugethanen Königs und Freundes. Und auch Ihr meine Getreuen, indem er sich an seinen, schon früher gewesenen Minister und an die drei Gefährten Podawaditens wandte, nehmt meinen wärmsten Dank, für Eure treuen Dienste und für die Sorge, die Ihr für mein Wohl bisher getragen. Erhaltet mir ferner Eure Liebe und seht in mir, von nun an, nur Euren väterlichen Freund, der nie vergessen wird, was Ihr für ihn gethan.

Nach diesen Worten zog der König jeden Einzelnen an die Brust und Alle waren bis zu Thränen gerührt. Bis ins höchste Alter lebten sie froh und zufrieden und das Volk dankte auf den Knieen der Gottheit für das Glück, von einem so vortrefflichen König beherrscht zu werden. Hier endet die Geschichte von den vier Geheimrath-Ministern. Möchte jeder Herrscher zu seinem und seines Volkes Glück zu allen Zeiten ihres Gleichen um sich haben!

*) Arijalur und Odajarpaleium, diese beiden Fürstenthümer liegen in der Provinz Trichinopoly, beim Colerdafluß westlich von Klyiour. Das erst genannte Fürstenthum heißt auf deutsch übersetzt: Erkenntlichkeit und das zweite: Ruhmvolle Tapferkeit.

Rama Ayen, Christian

Vier Geheimrath-Minister Eine indische Geschichte in Gleichnissen. Aus tamulischer Sprache übertragen von dem früheren Braminen Christian Rama Ayen

Hamburg 1855